Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

40 Jahrg. Scottdale, Pa., 5. September 1917 No. 36.

Der Mensch denkt

Aber Gott lenkt

Er allein!

Je weiter ich verschwinde,
Je größer wird der Herr,
Je wen'ger ich noch finde
An mir, je mehr tut er.

Ich arm an Frucht und Segen,
Schwach, töricht, mangelhaft;
Er reich an Wunderwegen,
Voll Liebe und voll Kraft.

Drum geht all mein Begehren
Mit vollem Ernst dahin,
Daß Jesus komm zu Ehren,
Und daß ich nichts mehr bin.

H. v. P

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Ich willige ein.

Ich willige ein in deinen Weg für mich,
Ja, Herr, ich willge ein.
Wenn ich's vielleicht auch anders mir gedacht,
Du hast den Plan nach heilgem Rat gemacht,
Und, Jesu, ich bin dein!

Ich willge ein! In deiner Flügel Schutz
Bleib ich geborgen ja.
Es kann auch nicht das Kleinste mir geschehen,
Was deine Liebe mir nicht ausersehen
Im Licht von Golgatha.

Ich willge ein! Dein Wille birgt für mich
Gewisse Herrlichkeit,
Verhüllt wohl noch vor meinen Augen jetzt,
Doch offenbar und sonnenklar zuletzt
Am Ziel der Zeit.

Ich willge ein! Ja, und ich danke dir
Für all dein treues Tun!
Es ist so selig, wenn man selbst nichts kann,
Im Glauben still zu folgen deinem Plan,
Und darin froh zu ruhn.

Ich willge ein! Zum Tagewerk die Kraft
Kommt einzig her von dir.
Was du auch forderst, ich sag nicht mehr nein,
Du teilst den Tag, den Dienst, das Leiden ein,
Was du willst, sagst du mir.

Ich willge ein! Wie selig, wenn du kommst
Und findest mich bereit!
Dann darf ich dich in deiner Schöne sehen,
Mit allen Heilgen dir zur Seite stehen,
Ja, das ist Herrlichkeit!

H. v. R.

Das Gesetz der Freiheit.

Also redet, und also tut, als die da sollen durch das Gesetz der Freiheit gerichtet werden. Jak. 2, 12.

Wo ein Gesetz ist, da ist auch Zwang. Der Wille eines anderen ist es, der uns das Gesetz gibt, und wenn es sagt: Du sollst, so wird nicht gefragt, ob wir wollen. Es ist ja vielleicht das klügste, was wir tun können, daß wir unseren Willen dem Gesetz unterordnen ,ihn dareingeben. Aber indem wir das tun, ordnen wir uns dem Zwange unter. Es kann ja sein, daß wir als recht und gut erkennen, was das Gesetz empfiehlt, ja, daß wir unsere Freude an seinen Befehlen finden, weil wir ihren Nutzen und ihre Wahrheit erkennen. Immerhin erkennen wir an, daß es über uns steht, und wir ihm untertan sein müssen. So war es in Israel. Das Gesetz des ewigen Gottes war ein Zwang, ein heilsamer Zwang, aber doch einer. Mochten immerhin die Frommen im Alten Bunde ihre heilige Freude an ihm haben, mochten sie verkünden die Wunder Gottes an seinem Gesetz, sie waren doch Knechte des Gesetzes und untertan seinem Befehl, und wo ein Gesetz ist, sei es auch je recht und gut und vollkommen, das ist eigentlich keine Freiheit. Denn völlig frei ist nur der, der niemandem untertan ist, als sich selbst.

Das hat der Neue Bund geändert. Christus Jesus hat uns frei gemacht vom Fluch und Zwange des Gesetzes. Es ist ebensowohl die Gabe Seiner Gnade, daß wir durch Sein Blut, welches alle unsere Sünde tilgt, frei geworden sind von der Strafe, welche das Gesetz den Uebertretern angedroht, wie es die Macht seiner Heilandsliebe ist, die unsere Herzen zu Seinem Eigentume macht, daß wir der Gerechtigkeit nachjagen und das Heilige und Vollkommene liebgewinnen. Der Herr ist für uns in den Tod gegangen. Sein Leben gab Er zu einer Erlösung für viele. Wer an Ihn glaubt, der ist gerecht, und wer es nicht annehmen will, daß Er für uns starb, der hat nichts vom Heilande. Aber der Herr ist auch in uns. Der Glaube lebt nicht mehr ihm selbst, sondern Christus lebt in ihm, und was wir leben im Fleisch, das leben wir im Glauben des Sohnes Gottes. Es ist zeitweise viel Streit gewesen in der Christenheit, was wichtiger sei, der Christus für uns oder der Christus in uns. In Wahrheit ist das derselbe Streit, wie der, ob Glaube oder Liebe das Höchste im Christentum sei. Wie es keinen rechten Glauben ohne Liebe gibt und keine wahre Liebe ohne Glauben, so haben wir keinen Christus für uns, wenn Er nicht in uns ist, und umgekehrt, und die volle Erlösung umfaßt beides.

Aber so sind wir frei geworden. Das Gesetz bietet nichts mehr. Denn von selbst, aus freien Stücken heraus, aus dem inneren Drange eines mit Gott versöhnten und in Gott lebenden Herzens tut der Glaube, was recht und wohlgefällig ist vor Gott. Wir brauchen keine Vorschrift mehr, was wir tun oder lassen sollen. Unser Herz hat von selbst ein Grauen vor der Sünde. Es fühlt ohne weiteres, was mit Jesu Beispiel und Gnade zusammenklingt und was nicht, und es haßt alles, was nicht Sein werden kann. Und es liebt das Gute. Alle Tugenden des Gottesreiches sind ihm erfreulich und begehrenswert. Was wahrhaftig, was keusch, was lieblich, was wohllautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denkt es nach.

Das ist das Gesetz der Freiheit, von dem der Apostel redet. Mit Absicht sagt er es so, daß es wie ein Widerspruch klingt und klingen muß. Freiheit der Kinder Gottes und gesetzliches Wesen haben nichts miteinander zu tun. Aber um die freien Gotteskinder handelt es sich auch, die ihre Freiheit darin gefunden haben, daß sie, von der Sünde Macht und Fluch los und ledig geworden, mit Gott, ihrem Heilande, eins sind, und die sich dessen freuen. Und das ist ihr Gesetz, daß sie tun, wozu ihre Dankbarkeit gegen den ewigen Erbarmer und ihre Liebe zum Heilande sie treibt, ohne Zwang, freiwillig, nicht weil sie sollen, sondern weil sie anders weder können noch wollen. Daß dabei der Inhalt ihres Tuns mit dem alten Gesetze Gottes übereinstimmt, ist eine Sache für sich und versteht sich von selbst. Wie sollte es anders sein? Darum ist unser Herr ja doch das vollkommene Vorbild alles Gehorsams und aller Gerechtigkeit geworden, weil Er das Gesetz Gottes bis auf den letzten Buchstaben im Geist und in der Wahrheit erfüllt hat. Wie es Gottes Wille ist, so kann, wessen Wille mit Gottes Willen eins geworden ist, natürlich nicht anders als in Seinen Worten leben. Aber das bleibt doch, daß es ihm nicht mehr befiehlt. Und wenn es gar keines gäbe, er wandelte doch in denselben Bahnen.

Durch dieses Gesetz der Freiheit sollen wir auch gerichtet werden. Also nicht danach wird der Wahrhaftige an Seinem Tage fragen, ob wir überhaupt Gutes getan, in den Wegen der Gebote gewandelt sind, sondern danach, ob wir es mit Freuden, aus Liebe zum Heiland getan haben in Freiheit unseres Glaubens. Was die sagen werden, welche es als hartes Joch und schwere Arbeit empfinden, daß sie Christo nachfolgen müssen, denen der Kampf ihres Lebens mit der Sünde bloß eine Last, nichts als eine Mühe ist, das mögen sie selbst ermessen. Darum nicht wird es sich handeln zuerst, wie weit es uns gelungen ist, unseres Fleisches und seiner Versuchungen in den einzelnen Fällen Herr zu werden, sondern darum, ob wir wirklich als freie Menschen in Gottes Reiche gewandelt sind, in denen die Kraft Seiner Liebe Mittelpunkt und Quelle ihres Redens und Tuns gewesen ist. Ob die auf dem rechten Wege sind, welche in jeder Versuchung verzagen, in jeder Seelennot verzweifeln, oder die, welche wie stille Kinder doch hoffen, daß Gott trotz all ihrer Schwachheit und Torheit und Sündhaftigkeit auf ihr Herz sehen wird, das ihn doch lieb hat, das ist nicht schwer zu entscheiden.

Also redet und also tut, als die da sollen durch das Gesetz der Freiheit gerichtet werden. Auch Jakobus weiß von keiner Werkgerechtigkeit. So sehr er die Werke hervorhebt, als ohne die der Glaube nichts sei, so offenbar ist es, daß er auch nur an Heiligungswerke denkt, welche aus der Gesinnung, will sagen aus dem Glauben hervorgehen. Denn wohlverstanden ist das Gesetz der Freiheit nichts als die im Leben sich entfaltende Macht des Glaubens, welche unser Tun und Reden regelt. In dem sollen wir wandeln, je länger, um so besser, je treuer, um so freier.

Ein gesegneter Traum.

In meinen Jünglingsjahren — so erzählt jemand in den „Sonntagsklängen" — hatte ich einen ernsten Anlauf zum Guten genommen. Es war mir ein heiliger Ernst gewesen, den Weg des Lebens zu gehen und dem Heiland in Treue nachzufolgen. Aber ich war nicht wachsam genug. Es trat etwas in mein Leben, das sich zwischen mich und den Heiland schob. Ich verlor den Frieden meiner Seele; die glückliche Verbindung mit der unsichtba-

ren Welt wurde gestört und hörte zuletzt ganz auf. Ich kämpfte zwar dagegen und wollte ein Jünger des Heilandes bleiben, aber das mir bewußte Böse, meinen Gözzen, wollte ich auch nicht hergeben. Die Liebe zur Welt und zur Sünde war stärker als die Liebe zu Gott. Und so kam es, daß ich so nach und nach von Jesu ganz wegkam, zum Leid meiner frommen Mutter, welche für mich betete und mich oft mit Tränen ermahnte, zum Heiland zurückzukehren. Ich war in jener Zeit der unglücklichste Mensch auf der Welt Ich wußte das Gute und tat es nicht. Um vor meinem Gewissen Ruhe zu haben, suchte ich es durch allerlei eitle Freude zu betäuben und zu beschwichtigen. Da gebrauchte der Herr ein anderes Mittel, um mir ein „Halt!" zuzurufen. An einem Sonntag abend, den ich nicht auf christliche Weise zugebracht hatte, träumte es mir, ich wäre in der Stube meiner frommen Mutter. Sie saß in ihrem Lehnsessel und hatte die Bibel auf ihrem Schoß aufgeschlagen. Ich stand am Fenster und sah hinaus. Der Himmel war so seltsam grau und schwarz, und auf der Straße war noch ein seltsameres Leben und Treiben. Die Menschen gingen schweigsam auf und ab. Auf den meisten Gesichtern war Unruhe, Angst und Schrecken zu lesen, auf einzelnen aber lag ein tiefer Ausdruck von Ruhe und Frieden. Auch auf dem Angesicht meiner Mutter spiegelte sich ein hoher, überirdischer Glanz von Frieden und Freude, und ich fühlte mich auf einmal ihr gegenüber so kalt und fremd. Es lag etwas tief Trennendes zwischen uns, und mit großer Angst und Unruhe fragte ich sie, was denn dieses zu bedeuten habe. Mit einem Ausdruck höchster Freude richtete sie ihre Augen gen Himmel und sagte: „Der Herr kommt!" Und wie sie das sagte, fielen plötzlich vom Himmel die Sterne herunter, und ferne vom Osten herauf stieg schreckhaft groß die Sonne und blutrot der Mond, daß Häuser, Gassen und Menschen wie mit Blut übergossen aussahen. Wie ich das alles sah, stand mein vergangenes Leben in größter Klarheit vor mir. Ereignisse und Sünden, die ich längst vergessen hatte, standen mit wunderbarer Deutlichkeit vor mir. Eine Angst, die sich nicht beschreiben läßt, durchbohrte meine Seele, und mit Zittern und Beben fühlte ich mich verloren. Ich fühlte, daß der Herr mir zum Gericht kam. Auf den Gassen schrien die Menschen laut auf, einzelne hörte ich rufen: „Ihr Berge fallet über uns, und ihr Hügel decket uns!" Meine Mutter stand auf, faltete die Hände und betete: „Komm, Herr Jesu, komme bald!" Ich aber schrie hinaus: „Ich bin verloren! Ich habe die Gnadenzeit versäumt. Mutwillig!" Mit Anklagen, Wehrufen und Selbstvorwürfen marterte ich meine Seele aufs härteste. Plötzlich flammte der ganze Himmel wie eine feurige Lohe auf. Es folgte ein Donnerschlag, der die Grundfesten der Erde bewegte, und in rasender Geschwindigkeit begann die Erde zu sinken. Ein tausendstimmiger Weheruf, in den auch ich eingestimmt hatte, vermischte sich mit den Hallelujarufen der Kinder Gottes, An dem schrecklichen Weheruf war ich erwacht. In Schweiß gebadet und zitternd an Leib und Seele lag ich auf meinem Nachtlager. Mein Herz schlug heftig und laut. Und doch bei aller Angst und Aufregung war ich so unendlich froh und dankbar, daß das schreckliche Erlebte nur ein Traum war. Ich stand auf und sah durchs Fenster, ob der Mond und die Sterne noch am Himmel ständen. Und als ich mich dessen versichert hatte, da stieg aus tiefster Seele ein heißes Dankgebet zu Gott auf, daß mir der Heiland noch Gnadenzeit geben will, um meine Seele vor dem ewigen Tod zu retten. Daß der Traum Gottes Stimme und sein Ruf war, habe ich gut verstanden, und in jener Nacht habe ich auch meine Verhältnisse mit ihm geordnet. Ihm habe ich mich in jener Nacht mit Leib und Seele übergeben, jene Menschenketten, die mich an die Welt und ihre Sünde gefesselt hatten, durchbrochen, und bin von dort an — bei aller Mangelhaftigkeit — ein freies Eigentum Gottes geblieben. Jener furchtbare Schrecken des Gerichts ist mir aber heute noch ein Ansporn, dem Heiland treu zu sein und zu wachen bis an jenen Tag, da er kommen wird, gleichviel, ob durch den natürlichen Tod oder durch das Wiederkommen in den Wolken des Himmels. Heute weiß ich: wenn der Herr kommt, brauche ich nicht zu zittern und zu beben, sondern ich kann im Bewußtsein meiner Gotteskindschaft wie meine fromme Mutter beten: „Komm, Herr Jesu, komme bald!"

Eine Seltsame Gesellschaft.

Seit wir in Michigan sind, war es unsere Gelegenheit, eine sehr seltsame Gesellschaft zu beobachten.

Ein armer Holzmann (Lumberjack), der sehr arm war, und seine Frau viel kränklich, hatte weder Pferd noch Kuh in seinem Besitz. Er hielt aber einen Hund und hatte auch ein junges Schweinchen.

Eines Tages gesellte sich noch ein Lämmchen dazu, daß im Gebüsch verirrt war von der Herde eines großen Gutsbesitzers. Bald hatten sich diese drei Tierchen so zusammengewöhnt, daß sie wie unzertrennlich schienen. Kamen wir hin, die kranke Frau zu besuchen, so kam der Hund uns entgegen und bellte. Das Lamm lief ihm nach und unterbrach sein Schweigen nur dann und wann durch ein leises Blöken. Das Schwein lief hinterher und grunzte. Konnte es nicht gut mitkommen, so hielten seine Vorläufer an und warteten auf den grunzenden Nachzügler.

Als der herannahende Winter seine Ankunft meldete durch die kühlen Nächte und durch die immer kürzer werdenden Tage, verkaufte der Mann sein nun großgewordenes Schwein, da sie ihrer Armut halber Mittel nötig hatten. Ein Nachbar, der es kaufte, schlachtete es auf dem Platze und nahm es heim. Die beiden Nachgebliebenen hatten ihren grunzenden Gesellschafter so vermißt, daß der Hund oft geheult und das Schäfchen mehrere Tage lang fast nichts gefressen, viel gerufen und sich meist an dem Platze aufgehalten hatte wo es ihn am letzten gesehen hatte.

Wir zogen eine wichtige Lehre aus diesem Erlebnis: Verirrte Schafe können in recht niedrige Gesellschaft geraten und sich so daran gewöhnen, daß es ihnen ein Lebensbedürfnis wird, diese zu genießen. Das ist aber nicht normal; Schafe sollen mit andern Schafen Gemeinschaft haben. Schafe Christi gehören nicht in die Gesellschaft der gottlosen Welt. Suchen sie erst diese Gesellschaft, so ist das ein gewisses Zeichen ihrer Verirrung. Wie kann denn die sündige Welt einem Gotteskinde noch Genuß bieten?

Auch ist es immer sehr gewagt, wenn einzelne Gläubige oder auch einzelne Familien von Gläubigen sich ganz abgelegen von gläubiger Gemeinschaft niederlassen, einerlei, was für irdische Vorteile sich daran knüpfen mögen. Wenn jemand die Gemeinschaft der Gläubigen verläßt und abgesondert sein Heil sucht, findet er gewöhnlich Ewigkeitsverlust dadurch. Kinder Gottes sind für Gemeinschaft mit einander geschaffen, und es ist ihre heilige Pflicht, dieselbe zu suchen und zu fördern.

P. E. Penner.

Eine kurze Ermahnung an unsere liebe und werte Jugend, ganz besonders an meine gewesenen Schüler, wo sie auch sein mögen.

Ich habe es mir in der Schule als Lehrer immer zur Pflicht gemacht und versucht, in den Kindern als Schülern guten Samen in ihre jungen und zarten Herzen zu legen, habe sie auf Gottes Wort aufmerksam gemacht, auf Jesum und zu ihm zu zeigen, der uns alle so teuer erkauft hat mit seinem eigenen Blut und das aus lauter Liebe, und wie wir im Worte sehen können, auch die Kinder lieb hatte, jedenfalls auch jetzt noch lieb hat. Wie viel Frucht das wird eingebracht haben, wird die Ewigkeit klarlegen. Viele derselben werden wohl schon zu einem Erwachsenen-Alter gekommen sein, mehrere schon Väter und Mütter geworden sein und einige schon eine Reihe von Kindern vom Herrn geschenkt bekommen haben, dieselben nach Kräften zu überwachen. Was mich besonders zu diesem Schreiben trieb war, daß ich glaube, daß mein Lehrersein zum Abschluß gekommen ist, indem ich auch schon vorigen Winter nicht als solcher tätig gewesen bin. Vielleicht ist die Zeit auch bald da, daß mein Leben überhaupt zum Abschluß kommt, und ich diese Welt über kurz oder lang verlassen muß. So dachte ich aus Liebe eine geringe doch wohlgemeinte Ermahnung an sie ergehen zu lassen. Von vielen, die auch nicht mehr hier in der Nähe wohnen, habe ich erfahren, daß sie sich dem Herrn ergeben haben und sich zu ihm bekehrt, welches mich jedesmal gefreut hat, wenn ich es erfahren durfte, entweder schriftlich durch einen Brief oder sonst gelegentlich. Ich habe öfters in der Schule zu meinen Schülern gesagt, daß mein innigster Wunsch und Verlangen sei,

daß ich mich einst mit all meinen Schülern könnte vor dem Trone Gottes treffen und mit ihnen in die ewige Freude eingehen. Doch muß ich öfters mit Bedauern sehen, wie so viele von meinen Schülern noch so in der Welt einhergehen und ein gottloses Leben führen, die Eltern damit betrüben und ihre Bekehrung von einer Zeit zur andern aufschieben. Wie viel mehr werden sie damit unsern Heiland betrüben, der es so gut mit ihnen meint und die Zeit der Jugend, in der sie sich am meisten verstricken (nicht in Unwissenheit) übersieht und im großen ganzen nur wenige abruft. Ein Zeichen der Liebe. Doch wer ist sich sicher, daß es ihn nicht treffen wird? Es geschieht doch, daß Jünglinge und Jungfrauen durch den Tod hingerafft werden; o wehe, wenn im unbekehrten Zustande!

Werte Jugend, die ihr hier zulande doch so viel goldene und köstliche Gelegenheiten habt, unter dem Schall des Wortes Gottes zu sein, besonders, wenn Erweckungspredigten gehalten werden. Lasset solche Zeiten doch nicht so vorüber gehen, sondern ergebet euch dem Herrn noch in euren jungen Jahren. Nehmt euch rasch ein Ticket und steigt bei solcher Gelegenheit ein in den Gnadenwagen, der zurzeit durch's Land läuft. Laßt ihn nicht so dahinlaufen, ohne daß ihr eingestiegen seid, ihr wißt nicht, ob noch ein zweiter so gelegen vorbeiläuft oder ihr noch da seid und in der Gnadenzeit steht. Heute, so ihr seine Stimme höret, so verstocket eure Herzen nicht, Psl. 95 und Hebr. 3, 7. Schiebt nicht einen Riegel vor, wenn der gute heilige Geist an euren Herzen klopft und euch mahnt, daß er Einlaß in eure Herzen haben will. Es wird euch in alle Ewigkeit nicht gereuen, wenn ihr euch in der frühen Jugendzeit bekehrt habt; es könnte eher das Gegenteil sein. Ich habe es schon öfters bereut, daß ich den Heiland so lange habe warten lassen bis ich ihm Gehör gab und Einlaß bot. Hat er doch in meinen letzten Schuljahren stark an mir und meinem Herzen gearbeitet, auch noch später, als mein lieber Vater schon gestorben war und ich 16 Jahre alt war. Doch ließ ich es so gehen bis ich etwa 24 Jahre alt und schon verheiratet war. Dann war ich willig, mich rückhaltlos dem lieben Heilande zu übergeben, erlangte somit Vergebung meiner Sünden und überkam auch durch den heiligen Geist das Zeugnis, daß ich ein Kind Gottes sei. Selige Zeit! Ja, ich muß sagen daß ich einen Vorschmack von den himmlischen Freuden bekam. Wie viel größer wird die Freude dort in der Herrlichkeit sein. Was noch kein Auge gesehen, kein Ohr gehöret und in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben. Wollt ihr, liebe Jugend diese Freude und Wonne wirklich nicht genießen? Wollt ihr lieber in die Höllenquall hinein, welche nicht für euch, sondern für den Teufel und seinen Engeln bereitet ist? Sagt: Nein, wir wollen nicht; wir wollen uns lieber den Himmel wählen. — Um aber Anteil daran zu haben, müßt ihr euch auch dem Herrn Jesus voll und ganz überliefern und in dieser kostbaren Gnadenzeit euch vor- und zubereiten Eilet und errettet eure Seelen! Was bringt euch das bißchen Freude und Ergötzen dieser Welt und die weltlichen Dinge ein? Ich sage: Gar nichts gegen die überschwengliche Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbaret werden. Wenn die Kinder Gottes hier in diesem Erdenleben auch nicht immer in Freude leben können.

Es gibt ja, wie gesagt, nicht bloß bei der Bekehrung Freudenstunden, sondern auch noch hernach im weitern Glaubensleben. Aber die Gläubigen kommen auch noch in schwere Stände hinein, daß es ihnen manchmal dunkel werden will. Sie haben auch heiße Kämpfe durchzumachen, denn der böse Feind versucht alles Mögliche an ihnen, um sie zu stürzen und zu Fall zu bringen, womöglich sie ganz vom Herrn abzubringen. Und es gelingt ihm leider auch bei einigen, daß er sie so weit bringen kann; und es würde wohl noch mehr geschehen, wenn Gottes Arm nicht stärker wäre als der des Feindes. Wenn dieses auch alles so ist, so haben sie doch eine feste und gewisse Hoffnung, daß für sie eine Zeit kommen wird, wo dieses alles nicht sein wird. Sie wissen doch, was es ihnen einbringt, wenn sie beharren bis ans Ende und nicht müde werden im Kämpfen gegen Teufel, Welt und Sünden. Doch scheint es bei jetziger Zeit schwer, überall durchzufinden, besonders für die liebe Jugend. Es mangelt schon sehr an Unterscheidungsvermögen, was Sünde oder nicht Sünde ist. Licht oder Finsternis, Welt oder Göttliches (Gottes Wille). Dieses mangelt eigentlich nicht nur bei der Jugend, sondern auch bei älteren Leuten ist dieses schon sehr zum Vorschein gekommen. Es werden ja nach ihrer Meinung gute Ziele gesteckt, welchen sie entgegengehen, noch in christlichem Schein. Sie bedenken es aber nicht genug ,ob das Ziel auch Christus ist oder Jesus Christus dabei steht und das Ziel mit seinem Arm hält. Sie glauben auch gute Zwecke im Auge zu haben, denen sie nachstreben mit allen Kräften, bedenken aber nicht und können es auch nicht sehen, wo es sie schließlich hinführen kann, wenn die Zwecke übrigens auch nicht so schlecht sind.

Es ist in dieser Richtung vielmal der Dollar, der unsere Augen verblendet, und wir kommen somit nach und nach vom richtigen Ziel Jesus Christus ab. Aber man stellt es sich so vor: Ohne den Dollar kommt man ja nicht durch, fort in dieser Welt. Man muß dies und das angehen, daß man doch Geld machen kann um zu leben. Man hat ja damit auch schließlich noch recht, wenn wir nicht ungenügsam angelegt wären. Bringt eins nach unserer Meinung nicht genug ein, dann greift man nach einem andern Geschäft oder was es dann ist, — das bringt vielleicht mehr ein. Und so geht es weiter, von einem zum andern. Das Sprichwort trifft ein: Je mehr man hat, je mehr man will — ohne daß man erwägt, ob das Geschäft, oder was es auch sein mag, ehrlich ist oder einem Christen zusteht. Man schaut nur nach dem Gewinn.

Oder Handwerker,, Jünglinge oder Verheiratet, sagen und legen sich das so zurecht: Wir müssen nach einem andern Ort gehen, wo wir mehr verdienen können und einen weit größern Lohn bekommen. Auch unter den Jünglingen als Lehrer sind solche, die da denken: Wenn ich doch fast noch einmal soviel Lohn bekommen könnte, daß wäre doch allemal ein guter Zweck; ich brauche das liebe Geld doch so sehr notwendig. Es mag auch ganz recht sein, daß er es nötig braucht, wenn es dann nur richtig verwendet wird. Aber ob er es auch gut wird überlegt haben, ob es für ihn gut oder besser sein wird, der Seele nach, ist eine zweite Frage. Wir sollten immer, wenn wir etwas angehen, Gott in Rat nehmen, nicht unsere eigene Vernunft, und nicht nur das Natürliche im Auge haben, sondern was unserer Seele nützt und ihr heilsam ist. Wenn auch der natürliche Gewinn nicht so groß scheint, es bringt schließlich doch mehr ein und dazu einen ewigen Gewinnst.

So viel aus Liebe an unsere Jugend, besonders, wie oben erwähnt, an meine lieben, gewesenen Schüler. Bitte es mir nicht übel zu nehmen, wenn ich mich auf Stellen vielleicht etwas scharf ausgedrückt habe. Die Liebe hat mich dazu gedrungen. Möge der Herr euch alle segnen, allermeist mit himmlischen Gütern. Gedenkt auch meiner in eurem Gebet!

Heinrich Rempel.

Rußland.

Selo Alexandrowskoje (Alexanderkrone), Post Alexanderkrone, Taurien, Rußland, den 21. April 1917. Werter Editor! Da es jetzt draußen regnerisch ist und ich drinnen sitze, kam ich auf den Gedanken, ob auch einmal wieder ein Bericht oder Brief nach Amerika gehen könnte. Ich will es gleich versuchen.

Mit der Saatzeit haben wir in diesem Frühjahr spät angefangen. Einen kalten Winter hatten wir, hofften daher, frühe anfangen zu können; aber es geschah das Gegenteil. Dazu kam noch, daß der Winterweizen sehr vom Frost gelitten hat, und vieles noch einmal gesät wird. Es betrifft besonders einzelne, und den besten Weizen; der schlechtere ist besser durchgekommen. Im großen und ganzen wird es wenig Weizen geben. Die vorige Weizenernte war gut nur Sommergetreide war schlecht. Der Preis ist jetzt auch gut, auf alles sind feste Preise. Nur ist nicht genügend Futtergetreide. Mancher kann seinen Pferden nicht das geben, was sie eigentlich brauchen, was zur Ernte und zur künftigen Erntearbeit einen großen Eindruck machen wird. Zudem sind die Pferde so teuer, bis über tausend Rubel, und fast nicht zu bekommen . Die Kühe sind über fünfhundert Rubel. Doch da spürt man nicht so den Mangel. Alle andern Produkte sind auf's Vier-, Zehn- und etliches auf's Zwanzigfache ihres frühern Preises gestiegen. So kosteten früher z. B. Nägel acht

Kopeken das Pfund, jetzt aber 1 Rubel 40 Kop.

Eine schwere Zeit haben wir infolge des Krieges zu durchleben. Eine manche Wirtschaft, wo der Wirt eingezogen ist. geht zu grun . Er muß fast ganz aus seiner Tasche leben. Dazu die Reisen und hier die großen Abgaben, dann die Flüchtlinge zu unterhalten (Jedes Dorf hat eine gewisse Anzahl derselben zu unterhalten). Wäre uns vorher gesagt worden, dies und das sollst du in den künftigen Jahren tun, es wäre uns ganz unmöglich erschienen. Aber, gottlob, es finden sich Mittel und Wege, daß es noch geht. Hungern darf in unserer Gegend noch keiner.

Große Dinge geschehen in unserm russischen Reich. Ja, die ganze Regierung vom Geringsten bis zum Niedrigsten, sind gestürzt worden, und an ihrer Statt ist eine neue, einstweilige Regierung eingesetzt worden. Und ein Jeder schaut jetzt froh und frei in die Zukunft. Es ist alles frei, ja freie Bürger Rußlands sind wir. Der ganze Druck, unter dem wir schmachteten, ist beseitigt. Es ist wieder erlaubt, zusammenzukommen, zu predigen, Deutsch zu sprechen; die Gewähre zurückbekommen, die Landenteignung ist aufgehoben. Mancher Gutsbesitzer von 1000 Desjatinen ist schon ruiniert, doch die Dörfer sind bis jetzt verschont geblieben. Für alles wird jetzt gesorgt, damit der Bürger, Arbeiter und Soldat oder was er ist, nicht bedrängt wird oder unter Druck ist. Der „Botschafter" und die „Friedensstimme" sollen nächstens wieder erscheinen, und hoffentlich kommt auch bald wieder die liebe Rundschau, denn mit Amerika sind wir noch immer Bundesgenossen. (Wir werden versuchen, ob die Rundschau durchgeht. Ed.)

Nun, was machen denn unsere Freunde dort in Amerika? Lebt der Onkel Peter Mandtler noch? Seine Schwester, unsere liebe Mutter, ist gestorben. Alle Verwandten und Bekannten möchte ich herzlich grüßen und bitten, jetzt mal alle zu schreiben. Ich glaube, jetzt wird es schon gehen. In dieser Zeit ist schon mancher von hier in die Ewigkeit hinüber gegangen. Auch alte Gerhard Hildebrand ist nicht mehr. In Prangenau ist die Funksche, als das Hochwasser war, zur Niederung gegangen und ins Wasser gesprungen und hat so ihrem Leben ein Ende gemacht. O wie schrecklich! Genaue Ursache ist nicht bekannt. Mancher Familienvater oder Sohn wird fehlen. In Kleefeld will Martens Kartoffeln pflanzen. Beim Losfahren bricht ein Brack, die Pferde ziehen ihn vom Pfluge, er bekommt eine große Wunde im Leib und nach drei Tagen ist er eine Leiche. Ja, es ist zwischen Leben und Tod nur ein Schritt. Er war schon lange ein Kind Gottes, jetzt wäre vielleicht zur Vorbereitung zum Sterben nicht mehr Zeit gewesen. Wir sind in unserer Familie so ziemlich gesund, nur meine liebe Frau hat's schwer mit der Luft und muß viel husten.

Wünsche allen lieben Lesern und auch dem Editor mit Familie das beste Wohlergehen und den Frieden Gottes, der über alles ist. Euer Mitpilger nach Zion.

H. Neumann.

Vereinigte Staaten

California.

Winton, California, den 22. August 1917. Werter Editor und Leser! Nach langer Pause sei es den Lesern vergönnt, wieder von Winton zu hören. Das Wetter ist wie gewöhnlich immer schön und günstig für die Einheimsung der verschiedenen Ernten. Das Alfalfaheu ist gut geraten. Vier gute Schnitte sind vorbei. Wer gewässert hat, bekommt bald den fünften Schnitt, welcher leichter sein wird. Die Kühe geben reichlich Milch ,und der Rahm ist teuer. Auch Obst und Trauben bezahlen sich dies Jahr gut. Die Arbeiter sind sehr gesucht und bekommen einen guten Lohn. Der Gesundheitszustand ist gut. Dem Herrn des Himmels und der Erde sei Lob und Dank für seine Güte!

Peter Löwens von Littlefield, Texas, machen hier bei Eltern und Geschwistern Besuche. Gestern kam J. B. Wedel von Cimarron, Kansas, hier an. Er wird wahrscheinlich hier auf unbestimmte Zeit sein Heim machen. Er wollte heute gleich an die Arbeit gehen, nämlich geschnittene Pfirsiche austragen u. s. w.

Das lose Alfalfaheu kostet $12.00 die Tonne. Pfirsiche und Weintrauben $30.00 per Tonne, d. h. ungetrocknet. Butterfett war schon 50 Cents per Pfund, jetzt 47 ½ Cent. Eier kosten 37 Cents per Dutzend, das Mehl $3.25 für 50 Pfd.

Berichte meinem Bruder B. T. Köhn, daß ich seinen werten Brief von Alberta seiner Zeit erhalten habe. Ich wollte ihm schreiben, kam aber nicht gleich dazu und dann wußte ich nicht sicher, wohin denselben zu schicken um ihn sicher zu treffen. So mögen diese Zeilen ihm als Bericht dienen, wie hier die Verhältnisse sind. Soweit ich weiß, weilt er jetzt in Dakota und wird dies hoffentlich zu lesen bekommen. Möchte noch sagen, daß ich bei dieser traurigen Zeit fast nicht genug Mut habe ans Schreiben zu gehen. Es ist jetzt die traurigste Zeit unsers Lebens bisher, wie es scheint. Möchte unsere Traurigkeit die nur zeitlich und kurz ist, allezeit eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit wirken durch Gottes Gnade, und möge es dazu dienen, den Bund zu erneuern, ihm treu zu dienen nach seinem Wort. In der Welt ist Angst und Leid, Krieg und lauter Eitelkeit; in dem Himmel alle Zeit Friede, Ruh' und Seligkeit.

Zu nächsten Sonntag sind die Mennoniten von Winton eingeladen, in der Atwater Methodistenkirche gegen eine Versammlung unsern „wehrlosen" Grund klar zu legen welcher uns verbietet, Kriegsdienst zu leisten. Die verschiedenen Gemeindebenennungen wollen im Oktober eine Konferenz halten, um Einigkeit zu treffen, wie gegen den Krieg zu protestieren. Wie verlautet, ist die Riesenzahl der Katholiken auch gegen die Zwangsaushebung der Rekruten. Laßt uns alle der Heiligung und dem Frieden samt der Demut nachjagen und ernstlich zu Gott beten, daß das Kriegswetter über unserm Haupt verziehe und daß unsere Kinder der Fluch nicht treffe. Wir mögen auf den Altar gelegt werden, und wie werden wir geschickt, still zu liegen um geheiligt zu werden! Freundlich grüßend,

T. T. Köhn.

British Columbia.

Prince, Georgia, B. C., den 16. August 1917. L. Br. Wiens! In der Regel beginnen die Berichte wohl mit dem Wetter, darin sollte ich wohl eine Ausnahme machen, denn das ist hier immer sehr schön, je nach den Jahreszeiten, welche wir hier haben. Auf manchen Orten in Canada und den Staaten gibt es derselben nur zwei, Sommer und Winter. Die andern beiden stehen nur im Kalender.

Nach dem schönen, angenehmen Frühling, wo die Saaten bestellt wurden, die Gärten eingemacht, die Höfe und Häuser gereinigt, Fenzen verbessert u. s. w., wo Lüfte mild waren, wo später schöner warmer Regen, häufig des Nachts, Felder und Wiesen bespritze, — ist nun auch der heiße Sommer eingekehrt, der die Pflanzen mit erstaunlicher Schnelligkeit aus der Erde zieht und sie der Reife entgegen führt. Ja, wir haben jetzt die richtigen Hundstage, wie ich mir solche noch sehr gut von Rußlend erinnere. Die Hitze ist an einigen Tagen bis 80 Grad Fahrenheit gestiegen. Doch die Nächte sind immer kühl, und am Morgen sieht man gewöhnlich schweren Tau auf dem Grase. Die Heuernte ist bei den meisten Farmern vorüber und ist sehr gut gewesen. Das Getreide, welches dieses Jahr wunderschön steht, ist am Reifen. Der Frühling war sehr spät, und dann hatten wir viel zuviel Regen im Juni, so daß das Getreide der kühlen Tage wegen nicht viel Fortschritte machte, sonst wäre es wohl schon reif. Doch glauben wir hier nicht Gefahr vom Frost zu haben, so wird es wohl reif werden.

Die am 11. und 12. September hier stattfindende landwirtschaftliche Ausstellung wird im Verhältnis zu der neuen Ansiedlung manches Staunenswerte zeigen. Die Regierung hat uns $500,00 für Preise gegeben, und so wird mancher Aussteller für seine Extrabemühungen gut belohnt werden können. Es ist auch eine lange Preisliste herausgegeben worden, meistens für Getreide- und Gemüsearten. Solche Besucher, die erst im Herbst kommen können, sollten sich das Datum merken und die Ausstellung gelegentlich besuchen.

Die Kartoffeln sind dieses Jahr auch sehr gut und versprechen eine reiche Ernte. Auch Gurken und Tomaten wird es geben. Die Blumen blühen prachtvoll, fast unglaublich schön. Wir haben in unserm Garten Levkojen (stock), die 8 Zoll hoch bewachsene Blumenstöcke haben und dazu schwer belegt wie ich solches noch nie vorher gesehen habe. Diese haben wir im Mai draußen gesät und ihnen keine besondere Pflege gegeben. An den Zäunen sieht man Wicke von 6 und 7 Fuß Höhe. Eines Mannes Schornstein, der an der Seite des

Hauses von außen nach alter würtembergischer Art aufgebaut ist und über das Dach hinausreicht, ist fast bis oben mit einjährigen Ranken bezogen. Solches wäre auf den windigen Prarien nicht möglich. Das Klima ist einfach prachtvoll und kann mit Recht den ihm von der canadischen Geographie beigelegten Namen „das California von Canada" tragen. Daß es dieses ist, kommt auch mehr und mehr zur Tat, da in letzter Zeit mehrere alte Leute hergezogen sind, die hier ihre letzten Jahre des Lebens abschließen wollen. Auch Rheumatismuskranke genesen hier wieder und werden frisch.

Evangelist Schwendener hat hier in letzter Zeit gesegnete Erweckungspredigten gehalten, und das Resultat davon war, daß vorigen Sonntag ein Tauffest stattfand, wo 14 Neubekehrte getauft wurden. Die Versammlungen der Deutschen Baptisten sind bis auf 80 Besucher gestiegen.

Es ist noch viel Raum hier in dieser schönen Gegend, und Land kann man billig kaufen, von 7 bis 10 Dollars per Acker. Guter fruchtbarer Boden, der leicht zu klären ist. Es sind noch Komplexe, groß genug für ganze mennonitische Ansiedlungen. Es sind in letzter Zeit mehrere deutsche Schweizer hier gewesen, die sich angekauft haben. Ein Mann, namens Johann Allenbach, kaufte Land und nahm acht Viertel für sich und seine sieben Söhne auf. Jeder Zug bringt einige Landsucher.

Auch die Conscriptionsbill ist in Ottawa passiert worden und wird trotzdem noch viel Anfechtungen zu erleiden haben, da es zu einer Volksabstimmung kommen wird. Immerhin sind die Mennoniten und Duchoboren darin ausgeschlossen. So ist es gekommen, wie ich vor einem Jahr in diesem Blatt zeigte, daß es kommen mußte. Mir wurde damals freilich sehr widersprochen. Möchten wir nun uns hierfür dankbar zeigen, indem wir unserm Glaubensbekenntnis gemäß leben als rechte Mennoniten!

P. P. Kröker.

Wie es geht, wenn ein Mensch Gott täuscht.

Ein Prediger des Evangeliums hatte in einer seiner Landgemeinden einen Mann, welcher wohl Bekehrung vorgab, aber dabei sehr geizig war; man nannte deshalb den Br. E. allgemein den frommen Geizhals. Er wollte die Segnungen, welche der Herr in seinem Wort seinen Kindern verheißt, genießen, aber das Gebot: „Ehre den Herrn von deinem Gut und von den Erstlingen alles deines Einkommens," wollte er nicht auf sich anwenden. Der Prediger erachtete es als seine Pflicht, diesen Mann zurechtzuweisen; aber jedesmal, wenn er ersucht wurde, etwas für Gottes Reichssache zu tun, brachte er die unstichhaltige Entschuldigung vor, er habe eine Familie zu ernähren und könne deshalb nichts tun. Eines Tages, als der Prediger im Dorf wieder Besuch machte, begegnete er Bruder E., dem frommen Geizhals, auf dem Felde, und er stand still, um sich mit ihm zu unterhalten. Unter anderem machte er ihm den Vorschlag, einen Teil seines Feldes abzugrenzen, es zu bepflanzen und den Ertrag davon dem Herrn zu geben. Er machte zuerst Einwendungen; aber endlich ging er auf den Vorschlag ein, und der Prediger ging wohlzufrieden seines Weges. Br. E. bepflanzte einen Teil seines Landes mit Korn, und es wuchs prachtvoll. Als er den Prediger wieder sah, sagte er ihm, er habe noch nie Korn so wachsen sehen, und das merkwürdige sei, daß es auf dem schlechtesten Teil seines Landes gepflanzt worden sei.

„Nun," sagte der Prediger, „ohne Zweifel hat es der Herr besonders gesegnet; du hast ihm ja versprochen, ihm den ganzen Ertrag zu geben."

„Nun, ich weiß nicht," sagte Br. E., „ob ich dazu verpflichtet bin. Ich erwartete nicht mehr als einen Sack voll zu ernten, und jetzt werde ich wenigstens sechs Säcke voll ernten; ich meine, es ist genug, wenn ich einen Sack voll gebe für des Herrn Sache, und das übrige behalte ich für meine Familie."

Der Prediger argumentierte mit ihm, konnte aber keine befriedigende Antwort erhalten und verließ ihn mit einer freundlichen Ermahnung. Nach einigen Wochen kam ein unzeitiger Frost, und als der Prediger Br. E. wiedersah, fragte er ihn, ob der Frost seiner Ernte geschadet habe.

„Ich sollte meinen," antwortete er ärgerlich, „jedes bißchen Korn ist verdorben, außer dem kleinen Stück, welches ich abgegrenzt habe."

„Also des Herrn Land ist unversehrt," sagte der Prediger, und der geizige Mann erwiderte:

„Du magst es des Herrn Land nennen; aber ich gedenke, jede Aehre davon für mich zu gebrauchen. Kein Mensch von gesundem Verstand würde erwarten, daß ich irgendwelches davon wegschenke, wenn ich keine Ernte von meinem übrigen Land ernte," worauf der Prediger erwiderte:

„Was der Mensch sät, das wird er ernten."

Der Mann wandte sich hastig hinweg, und der Prediger ging traurig seines Weges mit den Worten: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?" — Bald darauf wurde der Prediger auf ein anderes Arbeitsfeld versetzt; aber Monate nach dieser Begebenheit befand er sich wieder in der Nachbarschaft dieses Bruders; er trat in einen Laden, um Einkäufe zu machen, und fragte den Eigentümer nach dem Wohlergehen der Leute, welcher ihm entgegnete:

„Sie haben wohl von Herrn E's Verlust vernommen?"

„Nein! Was ist es?" antwortete der Prediger.

„Nun, Sie kennen ja sein hübsches Pferd, welches wenigstens 1500 Fr. wert war. Gestern abend versuchte es über den Zaun zu springen und rannte einen Pfahl in seine Seite und wurde so schwer verwundet, daß es daran starb. Was doch der Mann für Unglück gehabt hat in der letzten Zeit!"

Eine neue Versetzung brachte den Prediger in einen entfernten Teil unseres Landes. Aber Jahre nachher kam er wieder in die Gegend, wo diese Begebenheit stattgefunden hatte, und saß eines Abends lesend vor dem Postbureau, als er einen Mann schleppenden Ganges, mit einer alten Tabakspfeife im Mund, auf ihn zukommen sah. Seine Kleider sahen sehr armselig aus. Er war sehr müde und setzte sich in die Nähe des Predigers auf die Treppe nieder, um auszuruhen.

Als derselbe den Mann näher betrachtete, kam ihm das Gesicht bekannt vor, und auf einmal wurde es ihm zur Gewißheit, daß es sein alter Freund E. war, und redete ihn bei seinem Namen an. Der Mann antwortete ihm etwas unwillig; doch da er sich erkannt sah, versuchte er seine Identität nicht zu verbergen.

„Wo wohnst du jetzt?" fragte ihn der Prediger.

„O, ich habe jetzt keine eigentliche Heimat."

„Wo ist denn deine Frau?"

„Sie ist tot."

„Und was ist aus deinem Hof geworden?"

„Mein Hof? Ich habe keinen Hof. Ich habe nichts. Alles ist fort."

„Br. E.," sagte der Prediger, „erinnerst du dich noch, als du anfingst, Gott das Seine zu rauben, indem du das Korn aus seinem Acker dir angeeignet hast?"

Der Mann erschrak, seine Pfeife fiel ihm aus dem Mund und zerbrach in Stücke auf dem steinernen Pflaster. Doch raffte er sich auf und sagte zu dem Prediger: „Ich möchte wissen, was das mit meinem Unglück zu tun hat?"

Der Prediger suchte ihm das zu erklären und ihm ins Gewissen zu reden, mit freundlicher Ermahnung und ernsten Warnungen. Aber E., ärgerlich über den Prediger, ärgerlich über Gott und ärgerlich, daß seine Pfeife zerbrochen war, stand auf und ging davon. Der Prediger vernahm bald darauf, daß dieser Mann seinen eigenen Sohn samt Familie aus dem Hause gewiesen hatte, weil er ihm nicht konnte eine Schuld bezahlen.

Mögen die lieben Leser daraus die Lehre ziehen, daß wir nur Haushälter über unser Hab und Gut sind und es uns schlecht geht, wenn wir Gott betrügen. Es ist zu befürchten, daß der arme E. nicht nur alles Irdische verloren hat, sondern auch seine unsterbliche Seele.

Planen für einen Rote-Kreuz Verein

Vorigen Dienstag abend fand in der Mennonitenkirche eine Versammlung statt, woran sich Repräsentanten aus allen Gemeinden beteiligten. Man plante an einer Organisation, welche in dieser Gegend der Regierung und der lokalen Bevölkerung im speziellen entgegenkommen sollte. Die Rote Kreuz-Frage wurde auf's Tapet gebracht; man ließ es vorläufig aber nur bei einer Organisation zur Unterstützung

der Kriegsbedürftigen bewenden. Jak. J. Bargen, H. O. Dick und J. G. Hiebert wurden ernannt als Komitee, welches Vorarbeit in dieser Richtung tun sollte. Ihre erste Aufgabe war, mit dem Gouverneur Rücksprache zu tun, ob unsere Soldaten aus den Mennoniten, nicht soviel wie möglich zusammenbleiben können und daß ihnen auch Seelsorge im Feldlager geboten werden konnte. Leider war der Gouverneur nicht daheim. Jetzt werden aus jeder Gemeinde drei Brüder ernannt, welche dann zusammen ein Komitee bilden, das dem Zwecke der Organisation entsprechen soll.

Die Rote-Kreuz Sache ist aber mit der Versammlung nicht niedergestimmt worden. Die Organisation wird praktisch dieselben Dienste im Auge haben, wie dies das Rote Kreuz verrichtet. Außerdem hindert dies nicht, einen speziellen Rote Kreuz Verein im Städtchen zu gründen, was auch bereits in Angriff genommen worden ist. Es ist bereits ein Gesuch eingeschickt worden mit den nötigen Unterschriften, um hier den nötigen Unterschriften, um hier eine Abteilung des Roten Kreuzes organisieren zu können. Die vielen Knöpfe mit dem Roten Kreuz zeigen, daß ein guter Anfang gemacht worden ist. Hoffentlich wird diese Stadt eine beträchtliche Summe für diesen edlen Zweck beitragen. Das ist eine Gelegenheit der Regierung helfend entgegenzukommen. Hier kann auch der „wehrlose" Bürger seiner Pflicht als Untertan nachkommen; außerdem ist ein Beitrag in die Rote-Kreuz Kasse ein Samariterwerk, welches jeden Christen ehrt

— Auf einer Versammlung am Montagabend in der Nationalbank wurden fernere Beschlüsse gefaßt inbezug auf die Aufgaben der Mennoniten in der gegenwärtigen Lage. Jak. J. Bargen. H. O. Dick, J. G. Hiebert und R. R. Hiebert werden heute nach St. Paul fahren, in Begleitun von S. A. Brown, unserem County Auditor, wo sie mit Gouverneur Burnquist Rücksprache halten werden. Da die Zeit immer näher rückt, wo unsere Jünglinge und jungen Männer mit ins Lager der Krieger reisen müssen, so ist es höchste Zeit, die erforderlichen Schritte zu tun für die ausgehobenen Soldaten nach Leib und Seele Vorkehrungen zu treffen.

Unser Besucher.

Kennen lernen.

„Wann hast du denn eigentlich deine Frau kennen gelernt?" fragte ich einen Jugendfreund, mit dem ich nach zwanzigjähriger Trennung wieder zusammentraf und die beiderseitigen Zwischenerlebnisse austauschte. „Sechs Wochen nach der Hochzeit," war seine Antwort. Ob er damals zum erstenmal im Ehestand ordentlich krank war und sie ihn mit Selbstaufopferung Tag und Nacht pflegte und ihn einen Blick in die Schatzkammer ihres Herzens tun ließ, die reicher an Liebe war, als er jemals geahnt hatte, oder ob sie ihn damals zu erstenmal um einen neuen Hut bat, den sie im Schaufenster gesehen hatte und sich durch nichts von der Notwendigkeit, denselben zu besitzen, abbringen ließ. und ihm nun erst ein Licht aufzudämmern anfing, was für ein eitles, putzsüchtiges Ding sie eigentlich sei, weiß ich nicht mehr. Aber seine Antwort hat mir jedenfalls zu denken gegeben.

Wie oft glauben wir doch, einander zu kennen, besonders wenn wir täglich mit einander zu tun haben, so genau wie unsere eigene Tasche, es ist doch nur wie bei dem Meere die schöne glänzende Oberfläche, die wir gesehen haben, und die Berge und Täler und Perlen und die Ungeheuer der Tiefe kennen wir noch lange nicht. Und doch meine ich, es müsse einen Weg geben, auf dem wir Menschen wirklich uns kennen lernen können. Wie macht's doch unser Herrgott, wenn Er seinen Menschenkindern das Inwendige nach außen kehren will? Er bringt sie in allerlei schwierige und versuchliche Umstände. Da zeigt sich's dann schnell genug, wer im Glück hinten ausschlägt und Unwetter beständig Glauben hält. „Wenn Er uns immer treu erfunden und merket keine Heuchelei, so kommt Gott, eh' wir's uns versehn und läßet uns viel Gut's gescheh'n."

So wollen auch die lieben Alten keinen ihren Freund nennen, sie hätten denn zuvor einen Scheffel Salz mit ihm verzehrt. Natürlich in der langen Zeit hatten sie oftmals ihn ausprobiert. Gib deinem Freund Gelegenheit, sich selbst für dich zu verleugnen, und du wirst ihn bald kennen. Merke aber: Es bleibt doch in einem jeden noch ein Ungenanntes und Unnennbares übrig dahinein er dich auch beim besten Willen nicht kann schauen lassen. Dafür gibt es nur einen Trost: „Der Herr kennet die Seinen und ist bekannt den Seinen."

Eine falsche spiritistische Weissagung.

Im Frühjahr 1913 erzählte der christliche Schriftsteller O. Madsen im „Christlichen Hausfreund," wie im Jahre 1849 der damalige preußische Prinz Wilhelm, später deuscher Kaiser Wilhelm der erste, sich von einem Hofmedium habe weissagen lassen über die Zukunft des Deutschen Reiches. Es ist ihm gesagt worden, er möge einfach zu der Jahreszahl 1849 die Summe der vier Zahlen 1, 8, 4 und 9 hinzuzählen (das macht 22, zu 1849 hinzugezählt, macht 1871); in dem Jahre werde das Deutsche Reich unter seiner Führung wiedererstehen. Und als er dann weiter gefragt, wie lange er dann leben werde, habe ihm das Medium geraten, dasselbe Exempel zu machen, wie vorhin d. h. zu der Zahl 1871 die Summe der vier Zahlen 1, 8, 7, 1, zusammen 17, hinzuzuzählen. Das macht 1888. Und auf die dritte Frage, wie lang denn das Deutsche Reich überhaupt wohl bestehen werde, sei ihm das gleiche Verfahren angeraten worden. Und wenn man zu 1888 die Summe der vier Zahlen 1, 8, 8, 8, gleich 25 hinzuzählt, dann ergibt sich das Jahr 1913.

In frappanter Weise erfüllte sich diese „Weissagung" in ihren beiden ersten Teilen insofern, als im Jahre 1871 Wilhelm der erste, zum ersten deutschen Kaiser ausgerufen wurde und er im Jahre 1888 starb.

Man kann deshalb verstehen, daß, wie berichtet wird, in vielen Kreisen eine große Unruhe geherrscht habe, ob nicht das Jahr 1913 den Zusammenbruch des Deutschen Reiches bringen werde. Aber wir sehen nun, daß sich die Weissagung in ihrem letzten Teil nicht erfüllt hat. Das erinnert an das Können und Nichtkönnen der ägyptischen Schriftgelehrten und Zauberer in 2. Mos. 7, 11—13; 7, 22; 7; sie konnten einige, aber nicht alle Wunder der Propheten Gottes nachahmen.

ausgew.

Den Demütigen gibt Gott Gnade.

Der Erfinder der Lokomotive ist Georg Stephenson. Er war ein Kind armer Eltern und mußte sich, ohne eine Schule zu besuchen, früh selbst sein Brot verdienen. Er wurde Kuhhirt und verfertigte neben seinem Beruf Mühlenräder am Bach, baute kleine Lehmhäuser, erzeugte Dampf und bewegte kleine Räder damit. Er wurde Pferdeknecht, dann Heizer in einem Bergwerk und stieg bis zum Bremser auf. Alles gelang in seinen Händen. „Was seine Augen sehen, das machen seine Hände." sagten die Nachbarn von ihm. Nachdem er in späteren Jahren seine Frau verloren, wanderte es aus der Heimat und erfand mit den von Lord Ravensworth erhaltenen Mitteln 1814 die erste Lokomotive. Er wurde bald ein berühmter Mann; doch blieb er demütig, und man erzählte von ihm, daß er nie sich selbst, sondern in Dankbarkeit nur Gottes Güte und Barmherzigkeit gerühmt hat. Da haben wir wieder eine Bestätigung des göttlichen Grundgesetzes: „Den Demütigen gibt Gott Gnade."

Dr. Harry

reiste einmal in einer Postkutsche mit einer Dame, die sehr viel zum Lobe des Theaters sprach. Unter anderem sagte sie, sie hätte Vergnügen, wenn sie an das Theater denke, ehe sie hinginge, Vergnügen wenn sie es sich in ihrem Bette des Nachts wiederholte. Als sie aufgehört hatte zu sprechen, sagte Harry in einem sehr milden und sanften Tone, es wäre noch ein Vergnügen, das sie vergessen hätte zu nennen. Sie antwortete: „Was kann das sein?" Gewiß, ich habe alles in den Vorgenuß, wirklichen Genuß und Nachgenuß zusammengefaßt!" worauf Harry erwiderte: „Madame, das Vergnügen, das es Ihnen auf Ihrem Totenbett geben wird." Das ergriff sie mit Entsetzen, sie konnte kein Wort darauf sagen, und die Folge war, daß sie nie mehr ins Theater ging und von nun an solche Vergnügen, die ihr Ruhe und Trost auf ihrem Totenbette geben würden, suchte.

Die Mennonitische
Rundschau
Herausgegeben vom
Mennonitischen Verlagshaus
Scottdale, Pa.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für Amerika $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an:
C. B. Wiens, Editor.
MENNONITE PUBLISHING HOUSE
Scottdale, Pa.

5. September 1917.

Editorielles.

— Nur wenig Beiträge von unsern Lesern erhielten wir in letzter Zeit, ein Zeichen, daß sie alle sehr beschäftigt sind. Möge der Herr ihre Arbeit segnen! Wenn erst die schwerste Arbeit vorüber ist, hoffen wir wieder mehr Berichte zubekommen.

— Der „Unser Besucher" vom 21. August forderte alle, die sich dem dortigen Rote Kreuz-Verein angeschlossen haben, auf, am 24. August 8 Uhr abends in dem Hochschulraum der Volksschule zu erscheinen, wo an dem Abende der Verein endgültig organisiert werden sollte.

— Die Zeit ist wieder da, wo sich die Schulen öffnen und die Schüler in Scharen in ihren Räumen aufnehmen werden. Es wird für manche Schüler wieder eine schwere Zeit werden; aber seid getrost und guten Mutes! denn was euch jetzt Mühe kostet, bringt euch später großen Nutzen. Fangt das Schuljahr mit Gott an, dann wird er euch nicht im Stich lassen.

— Berichte sind in dieser Zeit nur wenig in der Rundschau, darum müssen wir diese wenigen umsomehr schätzen und den Einsendern, die sich die Mühe auch in dieser arbeitsreichen Zeit machten, umso dankbarer sein. Bitte damit fortzufahren! Wer gerne Berichte aus andern Gegenden liest, möchte so gut sein und uns einen solchen aus seiner Gegend einsenden. Dank voraus.

— Von Zeit zu Zeit haben wir Exemplare der Rundschau nach Rußland geschickt, erhielten aber keine Nachricht von dort, daß die Empfänger sie erhalten hätten. Sie müssen also unterwegs verloren worden oder nicht ins Land gelassen worden sein. Da wir aber jetzt wiederholt lesen, daß der „Botschafter" und die „Friedensstimme" in Rußland wieder ihr Erscheinen machen, nehmen wir die Versuche mit einzelnen Exemplare der Rundschau wieder auf. Wir sind ja doch Verbündete Rußlands, wie H. Neumann in seinem Brief, den wir in dieser Nummer bringen, schreibt.

— Wir sind so glücklich, in dieser Nummer einen Missionsbericht aus China bringen zu können, der manches Interessante aus der Arbeit der Geschw. Wiens unter den Chinesen bringt. Wie erfreulich, daß der Herr sich so zu der Heidenmission bekennt und unsere Missionsarbeiter Früchte ihrer Arbeit sehen läßt, trotzdem wir uns in frühern Jahren wenig um die Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden bekümmert haben. Selig das Volk oder die Gemeinde, welche sich, wenn auch in letzter Stunde erst, ihrer Pflicht gegen diese weniger begünstigten ihrer Brüder und Schwestern erinnert und tatkräftig eingreift, das Versäumte nachzuholen.

— Eine Deputation der Hutterischen Mennoniten von S. Dakota hielt hier vorige Woche auf ihrer Reise nach der Hauptstadt Washington an. Der Zweck ihrer Reise war, die während ihrer vorigen Anwesenheit in der Hauptstadt nicht zum Abschluß gebrachte Angelegenheit inbezug der eingeführten allgemeinen Wehrpflicht und des mennonitischen Glaubensbekenntnisses von der Wehrlosigkeit wieder in Anregung zu bringen und wenn möglich für ihre Gemeinden die Befreiung derselben von jeglichem Kriegsdienst zu erwirken. Ueber das Resultat ihrer jetzigen Bemühungen in der Hauptstadt erfuhren wir, daß sie mit dem Kriegssekretär Baker gesprochen und gute Aussichten zu haben glauben, daß ihr Gesuch, sie völlig vom Kriegsdienst zu befreien, gewährt werden wird. Wir wünschen von Herzen, daß sich dies bestätigen möchte.

— Auf die Frage, ob die Engländer evangelisch sind, gibt ein deutsches Blatt ein entschiedenes „Nein, nicht evangelisch im Sinn der Reformation," zur Antwort. Dieses Blatt mag recht haben mit seiner Antwort, aber die Art und Weise wie es zu dieser Ueberzeugung kommt, ist nach der Bedeutung, die wir dem Wort „evangelisch" beilegen müssen, nicht ganz einwandfrei, weil ihm die Tatsache, daß alle Annäherungsversuche der englischen und deutschen Kirchenleute vor dem Kriege umsonst gewesen sind, Berechtigung zu obiger Antwort zu geben, genügend erscheint. Man müßte erst einmal untersuchen, ob nicht religiöse Bedenken „im Sinne der Reformation" die Annäherungsversuche vereitelt haben, und wo das Mißlingen der Annäherungsversuche zu suchen sei; auf der deutschen oder der englischen Seite. Evangelisch würden wir die englischen und deutschen wie auch alle andern Kirchenleute dann nennen, wenn sie das Evangelium von Jesu in Wirklichkeit die Richtschnur ihres Lebens sein ließen. Anders hat dieser Name keine besondere Bedeutung.

— Vielen Männern und Frauen hierzulande wird es große Befriedigung gewähren zu hören, daß Präsident Wilson der Meinung ist, daß die Ziehung von Ehemännern wenigstens bei der ersten Auswahl vermieden werden sollte. Dem Kriegssekretär Baker hat er seine Ansicht schriftlich mitgeteilt, daß Familienväter nicht zum Kriegsdienst herangezogen werden sollten. Da dem Präsindenten das Recht zusteht, die Ziehungsregulationen nach eigenem Ermessen zu bestimmen, läßt sich hoffen, daß er diese Ansicht zur Tat machen wird. Wenn dies aber geschieht, dann wird eine große Anzahl derer, die aus andern Gründen Anspruch auf Befreiung machen zu können glaubten, enttäuscht werden ,weil sie die durch die Ausscheidung der Familienväter entstehenden Lücken ausfüllen werden müssen.

— Der Regierung und dem Präsidenten erwächst aus den durch den Krieg geschaffenen Zuständen viel Arbeit und Sorge. Was sonst durch den naturgemäßen Gang der Dinge geregelt wurde, bedarf unter den veränderten Verhältnissen der besondern Aufmerksamkeit und Ueberwachung der Behörden. Nachdem die Regelung der Nahrungsmittelpreise in Angriff genommen war, stellte sich heraus, daß die unverhältnismäßig hohen Kohlenpreise und die Anzeichen, daß dieselben in nächster Zukunft noch höher steigen dürften, noch dringender zu Maßnahmen in dieser Hinsicht aufforderten. Kohlenhändler und Bergwerksbesitzer wollten die auf allen Gebieten herrschende Teuerung dazu benutzen, das amerikanische Volk auszubeuten und sich selbst zu bereichern. Diesem Treiben setzte die Regierung ein Ende und bestimmt nun selbst den Preis der Kohlen in den Bergwerken und den Profit der Zwischenhändler. Es ist erstaunlich wie groß die Zahl derer ist, die darauf bedacht sind, sich die Not des Nächsten zunutze zu machen. Man kann aus diesem schließen, wie es gehen würde, wenn Gott nicht am Regimente säße und führte alles nach seinem Ratschluß. Die Bosheit erhebt frech ihr Haupt trotz Zivilisation und Bildung und trotz sogenanntem Christentum.

— Die Niederländische Reformierte Kirche Süd-Afrikas hat, wie der „Zionspilger" mitteilt, ihren Einspruch gegen Versendung von Kaffern nach Europa mit folgenden Punkten begründet: 1. Die europäische Zivilisation wird ganz bestimmt einen demoralisierenden Einfluß auf die dorthin geschickten Kaffern ausüben. 2. Bei der Rückkehr werden die Kaffern zweifellos einen unheilvollen Einfluß auf ihre Stammesgenossen ausüben Die weiße Bevölkerung Südafrikas wird darunter zu leiden haben. 3. Nachdem die europäische Zivilisation einmal ohne Religion auf die Eingebornen eingewirkt hat, wird sie das Missionswerk und die gesunde gesellschaftliche, sittliche und religiöse Erziehung der eingebornen Rassen sehr aufhalten und erschweren. — Es ist wohl kaum daran zu

zweifeln, daß die obigen Befürchtungen sich verwirklichen werden. Zivilisation ohne Religion ist Jederzeit dem Reiche Gottes auf Erden und seiner Ausbreitung hinderlich gewesen, wenn auch in einzelnen Fällen eine Ausnahme stattgefunden zu haben scheint. Aber noch mehr muß dies der Fall sein; wenn heute unwissende Heiden in Europa die Früchte einer religionslosen Zivilisation oder einer mit verderbter Religion vermischter Zivilisation für das annehmen, was die Missionare ihnen bringen wollen. Doch wir wissen nicht, ob Gott nicht eine besondere Absicht dabei hat. wenn er die Menschheit einmal wieder durcheinander schüttelt.

Etwas über die Stellung, die wir als wehrlose Mennoniten einzunehmen haben dem Krieg gegenüber.

Dieses ist in letzter Zeit eine allgemeine und sehr wichtige Frage geworden, in den Vereinigten Staaten wohl noch mehr als hier in Canada, weil es da in dieser Beziehung noch mehr darauf ankommt, indem dort der Militärzwang in letzter Zeit eingeführt ist. Wie man in den Zeitungen liest, sind die Gesinnungen darüber noch sehr verschieden. Einer nimmt es mit der „Wehrlosigkeit" genauer als der andere, wie wir auch in der letzten Nummer 33 aus dem Bericht (herausgenommen aus dem „Unser Besucher") ersehen durften. Wie es da in dem Bericht erwähnt wird, daß einige Redner darauf hingedeutet haben, daß wir als Mennoniten mit dem Kriege nichts zu tun haben sollten; andere wieder daran erinnerten, daß wir unmöglich die Hände in den Schoß legen könnten, sondern, daß wir in andere Weise der Regierung zeigen sollten, daß wir loyale Bürger unsers Landes sind. Mit der Bestätigung, die darauf folgt, daß die letztere Auffassung ohne Zweifel die richtige ist, stimme ich zumteil. Wenn unser soziales Leben bisher gezeigt hätte, daß wir eine strengreligiöse Sekte sind und uns nie in Sachen der Regierung mischen, dann könnten wir von Konsequenz auf Grund dieser Prinzipien sprechen. Ich würde auch den zweiten Satz nicht verwerfen, sondern ihm vielmehr beistimmen, wenn es dort folgend heißt: „Jetzt sollten wir aus Dankbarkeit dafür, daß die Regierung unsern Glauben respektiert und in den Entschuldigungen vom Dienst dafür Verordnung getroffen hat, so viel mehr in andern Sachen für unser Vaterland tun." Ja, wenn man gut wüßte, wie weit es mit dem „Tun" geht oder gehen kann, um nicht von unserm wehrlosen Glaubenbekenntnis auszuweichen, welches sich doch auf die Lehre unsers Heilandes und auf das Wort Gottes stützen soll. Wir dürfen und sollen die obrigkeitliche Regierung nach des Heilandes Lehre doch als Gottes Dienerin ansehen und betrachten nach Röm. 13; sie ehren und ihr gehorchen soweit es nicht gegen Gott und Gottes Wort ist. Anders sollen wir doch Gott mehr gehorchen als den Menschen. Für sie beten, und auch aus Dankbarkeit etwas für sie tun, wie dort erwähnt wird: Aber was tun und leisten? möchte man wohl wieder fragen. Dies ist mir eine große und wichtige Frage. Ich stimme dem voll und ganz bei, daß wir als wehrlose Mennoniten nichts mit dem Kriege zu tun haben sollen, wie es dort von den Rednern angeführt worden ist. Dann kommen wir wieder auf die Frage: Wie und womit beteiligen wir uns daran? Dürfen wir etwas tun, das den Krieg fördert? Ich sage: Nein, wir sollten es nicht tun. Aber dann denke ich an unsere alten Vorfahren in Rußland zu der „Podwodzeit", welches man von den Alten mit großer Teilnahme wieder und wieder besprechen hörte. Ob nun das nicht ein Dienst der Regierung zur Förderung des Krieges war? Und doch habe ich niemals sprechen hören, daß es ihnen unrecht vorkam, daß sie es getan haben, bis ich hier in Amerika von den Jüngern, die an diesem Dienst nicht beteiligt waren, vernommen hab, daß es ihnen von den Vorfahren unrecht vorkam, daß sie es getan haben. Auch wegen der Beisteuerung von barem Gelde für besondere Zwecke, etwa um die Kosten der Pflege und Heilung der im Kriege Verwundeten decken zu helfen, welches ja bis in die Hospitäler geht, tragen einige Sorge, ob es auch recht sei, sich daran zu beteiligen, d. h. wenn es an solche verwendet wird, die verwundet waren und sobald sie geheilt sind, wieder in den Krieg gehen müssen und weiter totschlagen oder töten. Anders besehen sie es, wenn es an Witwen und Waisen oder sonst im Elend Stehende, durch den Krieg in solche Lage Versetzte verwendet wird. Ja, wer kann genau wissen, zu welchem Zweck es verwendet wird. Ueber das in den Dienst des Roten Kreuzes gehen hört man auch verschieden sprechen und urteilen. Einigen kommt es nicht unrecht vor, sondern vielmehr ein Liebesdienst zu sein; aber ein anderer hat auch noch Bedenken deswegen, ob es auch recht ist. sich daran zu beteiligen. Hier ist nur schlecht durch alles hindurch zu finden. Ich würde nicht wollen eine bestimmte Grenze darüber setzen, indem es mir selbst an Klarheit mangelt in diesen Einzelheiten. Doch dies steht bei mir fest, daß ich nicht würde wollen mit Wissen und Willen den Krieg unterstützen.

Ich komme noch einmal auf dieses zurück, daß wir als Mennonitenvolk überhaupt und als besondere Gemeinden nicht mehr als rechte und echte wehrlose Christen die Stellung einnehmen, die wir einnehmen sollten. Wir sind mehr oder weniger im engern Sinne davon abgekommen und geben uns mit solchen Dingen ab. die uns nicht geziemen noch zustehen. Wir mischen uns in. Regierungssachen, bekleiden weltliche Aemter, die nicht biblisch, nicht christlich sind, führen ins Gefängnis und dergl. mehr, welches doch gegen Gottes Wort ist.

Werte Mennonitenbrüder, wollen nicht nur von solchen sein, die nicht in den Krieg gehen wollen, sondern wollen es mit unserm ganzen Wandel bezeugen, daß wir wahre Christen und Nachfolger Jesu Christi sind. Auch uns gilt dieses hier in Canada, wenn wir diesem jetzt auch etwas ab stehen, so wissen wir doch nicht, wie lange dies währen wird oder was auch uns bevorstehen mag. Denn sollte auch hier in Canada wie in den Vereinigten Staaten der Militärzwang eingeführt werden, so könnten wir auch noch in eine schlimme Lage kommen, obgleich uns die Regierung von neuem laut unserm Privilegium die Sicherstellung gegeben hat, daß wir Mennoniten völlig frei sind vom Militärdienst. Es wird gefürchtet, daß Neid unsere Lage alsdann verschlimmern könnte. Doch der liebe Vater, der am Ruder sitzt. kann alle Geschicke lenken wie Wasserbäche, auch für uns zum Besten.

Heinrich Rempel.

Eine Zeitpredigt über's Essen! Millionen von Menschen erkranken und sterben mehr am Ueberessen als an Unterernährung und an Hunger. Vielessen ist entweder ein Zeichen von Unkultur oder von Ueberkultur. Ein Zuwenig ist immer noch besser als ein Zuviel.

Andreas M. in M., Indiana. Was Sie in Bezug auf die seit dem Kriege in dem angeblich hungernden Deutschland bestehenden erstaunlich guten Gesundsheits-Verhältnisse schreiben, ist nachweisbar richtig. Auch hier in Amerika spricht man jetzt mehr denn je vom Esseen, und achtet mehr als sonst auf die Mengen, die andere essen. Dabei kann sicher nur Gutes herauskommen. Die meisten Menschen essen und trinken über den Hunger und Durst. Das starke Essen gehört keineswegs zur Ernährung, und es sind Millionen Menschen mehr an Ueberfütterung erkrankt und gestorben, als durch Unterernährung und vor Hunger. Kinder, Idioten und Schwachsinnige wissen nicht, wenn sie satt sind, und essen deshalb meist zuviel, nämlich, wenn es ihnen schmeckt, soviel sie bekommen. Andere, das ist bei Dienstboten sehr häufig der Fall, essen aus reiner Langeweile; sie möchten immer beim Arbeiten etwas kauen. Dagegen pflegen Köche und Köchinnen, sowie Hausfrauen, die selbst das Essen zubereiten, außerordentlich wenig zu essen. Indessen ist die Annahme falsch, daß dies ganz vom Kochen und vom Geruch des Essens herkommt;; vielmehr hat dies auch seinen Grund darin, daß der Dampf, der vom Herd ausströmt, die Kehle austrocknet und diese Leute mehr zu trinken pflegen. Getränke aber selbst Wasser füllen den Magen. Alle die berühmten Nichtsesser, jene Hungerkünstler die sich für Geld sehen ließen und öffentlich zwanzig bis 60 Tage zur Schau hungerten, um vom Ertrag später fein zu leben, ertrugen diese Hungerkuren nur dadurch, daß sie beständig Wasser tranken und damit den Magen füllten.

Viel essen ist entweder ein Zeichen von Unkultur oder Ueberkultur. Leute. die keine geistigen Interessen haben, essen viel; in der thierischen Befriedigung der Gelüste füllen sie beständig mit Speis'

und Trank den Magen. Andere dagegen, die auf der höchsten Stufe der Kultur ihrer Zeit standen, alle Genüsse des Lebens durchkostet hatten, vergeistigen auch dies thierische Gelüst und erfinden alle möglichen Reizungen des Magens, um möglichst viel zu essen.

Es ist Thatsache, daß die meisten Menschen mehr essen, als zu ihrer Ernährung nothwendig ist und daß das unmäßige Essen nicht einem natürlichen Verlangen nach Nahrung, sondern einer krankhaften Angewöhnung entspringt.

Es ist allerdings nicht ganz richtig, daß man mit dem Essen aufhören soll, wenn es am besten schmeckt, wohl aber soll man mit dem Essen aufhören, sobald der *Hunger* gestillt ist, und ehe sich das Gefühl der Vollheit, der Uebersättigung bemerkbar macht. Dem Körper sind nämlich nur diejenigen Nährwerthe von Nutzen, welche er *absorbieren* und *assimiliren* kann. Alles, was ihm darüber zugefügt wird, hat dieselbe Wirkung, die man bei einem Ofen beobachten kann, wenn man zu viel Kohlen nachschiebt. Der Verbrennungs-Prozeß, der ja auch in unserem Körper vor sich geht, wird dadurch *behindert*, und eine größere Quantität Brennmaterial, in diesem Falle Nahrungsstoffe, nutzlos vergeudet.

Genaues Maßhalten beim Essen ist für die Gesundheit von höchster Wichtigkeit, und zu *wenig* ist dabei immer noch besser als zu *viel*. Die Ueberlastung des Magens ist der Grund einer ganzen Anzahl von Leiden, die sich nicht augenblicklich einstellen mögen, die sich aber später, besonders im vorgrückten Alter, sicher bemerkbar machen. Wer seinen Magen *drangsalirt*, kann mit Sicherheit darauf rechnen, daß der Magen ihn später drangsaliren wird.

„Volksrath".

Eingesandt von P. W. Th.

Mission.

Aus der Ferne.

Geliebter Br. Wiens u. alle werten Leser der Rundschau:— Ich weiß ich bin schon in tiefe Schuld, da ich schon so lange wieder nicht geschrieben habe, aber alles Entschuldigen hilft's nichts; die Zeit ist vorbei geeilt u. nun will ich schnell einige Zeilen euch als Nachholung senden. Vielleicht werden die lieben Geschwister verstehen, daß sehr viel Arbeit meiner wartet u. es sind nur immer meine Frau und ich, die alle Lasten tragen müssen. Auf Stationen, wo mehr Geschwister sind, ist es etwas anders, darum werden die lieben Leser es auch nicht übel nehmen, daß mein Schreiben so lange ausgeblieben ist.

Wie wir vernommen, lieber Br., bist du sehr krank gewesen, aber wir danken dem Herrn, daß du wieder besser bist und hoffen, wenn diese Zeilen ankommen, daß du wieder völlig hergestellt sein wirst. Ich kann mitfühlen, wenn jemand im Hospital liegen muß, da ich auch da gewesen bin. Wie wird dort doch die Zeit so viel länger als hier in Schonghong wo so vielerlei meine Aufmerksamkeit beansprucht. Der Herr segne alle Kranke. Doch ich will hier keine Predigt halten, sondern nur einige Worte inbezug der Arbeit folgen laßen.

Im Frühjahr mußte ich eine längere Reise machen, da so sehr dringende Bitten 70 Meilen von uns entfernt, um uns doch gekommen waren von einem Platze, etwa 70 Meilen von uns entfernt, um uns doch der Armen dort zu erbarmen und ihnen einen Lehrer zu senden und eine Station dort zu eröffnen. Es war in der Regenzeit und das machte das Reisen in unseren von Gott gemachten Autos auch noch beschwerlicher. Doch wenn man gesund ist, dann macht auch das nicht viel aus. Aber als ich eben dort war, bekam ich einen Anfall von Durchfall, der fünf Tage anhielt und dann noch dabei jeden Tag etwa 20 bis 25 Meilen auf Schusters Rappen zu machen, das ist doch nicht sehr angenehm, aber der Herr erhörte auch diesmal Gebet, und ich kam doch heim, obzwar etwas angestrengt. Dort war eine offne Tür für das Evangelium und wir versprachen zu tun was wir könnten nach dem wir noch weiter gesehen, wie der Herr die Sachen führen würde. In den Schulen ging die Arbeit so mehr ruhig weiter diesen Termin. Meine Bibelstudenten kamen eines abends zu uns um eine ernste Gebetsstunde zu haben. Schon in den Gebeten wurden manche geheim gehaltene Sünden aufgenannt vor dem Herrn und hernach in der Aussprache wurde mal rein Haus gemacht und so manches alte wurde herausgekramt, was man doch fast nicht gedacht hätte. Die Leser können sich denken, wie ich da saß mit Tränen der Freude in den Augen, als ich so stille lauschte, was der Geist Gottes zuwege bringen könnte. O wie erfreut es das Herz zu sehen, daß die Brüder aus den Heiden laßen den Geist Gottes wirken und es war wirklich ein stilles sanftes säuseln und kein Gebrause dabei. Ihr müßt nicht vergessen, daß unsere Geschwister, ja auch selbst die, die jetzt als Prediger schon dienen, vor nicht vielen Jahren Heiden waren und fern von Gott. Wenn wir dann immer wieder sagen, daß die Erkenntnis noch nur sehr mangelhaft ist dann hat es zum Teil hierin seinen Grund. Aber wir freuen uns sehr, wenn das geistliche Leben tiefer geht und der Herr Jesus eine Gestalt gewinnt in dem Herzen. Dieses kann nur geschehen, wenn der Heilige Geist ungehindert wirken kann und Jesum verklären.

Auch während der Schulzeit durfte ich einigemal kleinere Reisen machen, und so auch alle meine Brüder, die in der Bibelschule sind. Dann war auch noch immer der Bau der neuen Kapelle, der einen großen Teil meiner Aufmerksamkeit beansprucht. Jetzt nachdem die Examen in den Schulen beendigt waren ,kam gleich unsere Vierteljahrsversammlung die diesmal auf den 1. Juli traf. Wir dachten schon im Voraus, daß unsere jetzige Kapelle lange nicht alle Besucher fassen würde können, und so suchten wir es in der neuen Kapelle, die eben unter Dach war, einzurichten, daß wir mit dieser einen Versammlung da hinein gehen konnten. Es gelang uns auch, aber es bedurfte noch etwas extra Arbeit, daß es so weit fertig wurde. Der Turm für die schöne Glocke, die ein Br. von Nebr. der Gemeinde geschenkt, war so weit fertig, daß sie hinauf gebracht werden mußte und dabei mußte ich natürlich auch meinen Mann stellen. Obzwar ich etwas besorgt war wie es werden würde, so ging es doch recht gut, und der Herr gab Gnade, daß kein Unheil geschah. Schon am Donnerstagabend hatten wir Prüfung bestellt, denn es hatten sich 37 Seelen zur Taufe gemeldet, und da wir nur des Abends können zusammenkommen, da viele Geschwister arbeiten müssen, ihr tägliches Brot zu verdienen, so mußten wir schon drei Abende zur Prüfung dieser Seelen verwenden. Durch Gottes Gnade durften wir aus dieser Schar, die sich gemeldet hatte, 31 Seelen taufen.

Am Sonntagmorgen versammelten wir uns schon früh um auf die Straßen zu gehen zu predigen. In der Kirche teilten wir uns in zwei Haufen, worauf der eine unter der Leitung unseres Br. Kong und der eine mit mir ging, jene nach dem Westtor und wir nach dem Osttor, jeder mit einer weißen Flagge, worauf geschrieben war, was wir für einen Tag feierten und jedermann einluden zu kommen, und mit einigen Handglocken vorauf gehend, gings mutig auf die Straßen. Nach dem jeder Haufe durch je zwei Brüder eine gewisse besprochene Zeit gepredigt hatte, gings der Hauptstraße entlang bis wir uns zusammentrafen und dann sprach noch ein Bruder zu einer großen Schar, worauf dann der ganze Haufe den Weg zur Kirche einschlug, und manche folgten.

Ich wünsche, Ihr lieben Geschwister, die Ihr in dieser Arbeit mitgeholfen habt, hättet mal sehen können wie es aussah, als diese Schar so die Straße entlang marschierte, wohl fast eine Achtelmeile lang, und dann zur Kirche ging, und dann vergleichen mit dem vor fünf Jahren, als wir so einsam und allein hier ankamen. Dem Herrn sei ewig Ehre und Lob gebracht für das was Er hier schon getan.

Dann begann auch bald die Versammlung, wo die Schar recht aufmerksam dem Wort lauschte. Wie froh waren wir aber, daß wir in die neue Kirche gegangen waren, denn wo hätte wohl diese große Versammlung hin sollen, wenn wir hätten wollen in der alten bleiben! Auch war es jetzt trotz der Hitze und auch trotz dem die neue Kirche noch lange nicht fertig war, recht schön und angenehm. Wenn auch unsere Geschwister es recht schwer haben diese angefangene Arbeit zu vollenden so wird es aber doch ein großer Segen sein, wenn sie erst fertig ist. Gleich nachmittag hatten wir dann die Taufe im Fluß, nahe unserem Hause, und nachher die Aufnahme und Abendmahl grade so wie Ihr es zu Hause gewohnt seid. Noch einige herz-

liche Dankgebete und das Lied: „Gott mit euch bis wir uns wiedersehn" machten dieser gesegneten Versammlung Schluß, und am Abend sprachen noch zwei Brüder im Segen zu einer schönen Versammlung und der Tag war zu Ende.

Am Montag hatten wir unsere gewöhnliche Beratung, und natürlich kam auch wieder das erste die schwere Frage auf von wegen der Station, wovon ich oben erwähnt, daß wir einen Besuch dorthin gemacht hatten. Die Brüder hatten nun noch wieder eine Delegation von fünf Brüdern geschickt um die Einladung mündlich vor der ganzen Beratung zu wiederholen und jetzt sollte darüber entschieden werden. Diese Sache wurde recht ernst erwogen, denn erstens macht der weite Weg es schwer, und die Sprache ist so verschieden, daß derjenige, der dort die Arbeit aufnimmt unbedingt ihre Sprache lernen muß; und somit kam es uns vor, als sollten wir eine Station im Auslande aufnehmen und, aber wer sei willig, dorthin zu gehen, diese Arbeit aufzunehmen? Weil wir noch nur so sehr wenig Arbeiter haben, war auch diese Frage besonders schwer. Darnach sagte unser Br. Kiu., daß, wenn der Herr auch seine Frau willig mache, er bereit sei hin zu gehen. Jetzt war noch, ob unsere Gemeinde willig sei, den Br. und seine Frau abzugeben, wenn seine Frau willig sein sollte. Da diese Bitten so dringend waren, so gab die Gemeinde unseren Br. frei und der Herr machte auch seine Frau willig und jetzt senden wir die Geschwister in jenes Feld. Möchte der Herr sie mit seinem Segen begleiten. Er führt wunderbar, aber wir wollen stille sein und sehen wie Er uns führen wird. Wir beten sehr, daß der Herr uns bald möchte Hülfe senden. Nun in aller Liebe verbleiben wir wieder eure Geschwister uns und die Arbeit der Fürbitte empfehlend,

F. J. und Agnes Wiens.
Shonghong via Swattow, China.
Den 11. Juli 1917

Um eine ewige Krone.

Der Kampf zwischen dem protestantischen England und dem katholischen Spanien war entbrannt. Der Nachfolger von Luthers Gegener, Heinrich der achte., König Eduard der sechste., hatte gegen den Willen des Staatsrates die junge Lady Jane Grey als seine nahe Verwandte und als entschiedene Protestantin testamentarisch zu seiner Nachfolgerin bestimmt, um dadurch seine Stiefschwester, die katholisch gesinnte Maria, von der Thronfolge auszuschließen.

Mittlerweile war Johanna Grey die Gattin des jungen Lord Dudley geworden. In ihrem friedlichen Heim zu Richmond finden wir die erst siebzehnjährige liebliche und hochbegabte Frau in eifriges Studium vertieft. Doch über alle Weisheit der Großen im Reiche des Geistes ging ihr die himmlische Weisheit und das Studium der heiligen Schrift Demut und Bekennermut floß ihr aus dieser Quelle. Sie hatte keinen Ehrgeiz und erschrak deshalb bis ans Herz, als ihr eines Tages der ehrsüchtige Herzog von Northumberland, ihr Schwiegervater, die Botschaft von ihrer Erhebung auf den englischen Thron brachte.

Lady Jane bat inständig, man möge sie in ihrer stillen Welt belassen. Doch all ihr Flehen war umsonst. Und als auch ihr Vater — um der Zukunft eines protestantischen Englands willen — in die Tochter drang, gab sie unter vielen Tränen nach und ließ sich am 10. Juli 1553 in prächtigem Aufzug nach dem Tower, dem alten Königsschlosse, führen, wo sie festlich zur Königin ausgerufen wurde. — Nur zu bald sollte der Tower ihr Gefängnis werden. Die Anhänger der katholischen Maria waren in der Ueberzahl und setzten es durch, daß Maria nach neun Tagen zur Königin proklamiert wurde. Die junge Königin Jane Grey empfing diese Botschaft mit Herzensfreude. In ihrer Arglosigkeit fragte sie, ob sie nun nach Hause gehen dürfe. Ach, wie sie sich sehnte, den eitlen Glanz und die Würde, die sie mit tausend Aengsten getragen hatte, mit der Stille ihres glücklichen Heims vertauschen zu können! Kaum dahin zurückgeführt, erfolgte ihre Verhaftung durch die neue Königin. Gelassen ließ sich Jane Grey in den Kerker führen, standhaft und treu beharrte sie in ihrem evangelischen Glauben. Der Abt von Westminster, ein ehrwürdiger Mann, hatte den Befehl, sie zum römischen Glauben zu überreden. Wer weiß, ob die junge Fürstin durch ihren Uebertritt sich nicht ihr Leben gerettet haben würde? Aber sie wies die Bemühungen des katholischen Geistlichen freundlich, aber fest zurück. Der 12. Februar 1554 sollte der Tag ihrer Hinrichtung sein. Mit edler Fassung, still und gottergeben, empfing sie das Todesurteil. Auch ihren Gatten, den sie so zärtlich liebte, der mit ihr eins war in demselben Glauben, hatte man zum Tode verurteilt. Er sehnte sich, seine Gattin noch einmal zu umarmen. Doch sie ließ ihm sagen: „Ein Begegnen würde ihre gegenseitige Trübsal vermehren und ihrer beider Vorbereitung auf den Tod stören. In der anderen Welt würden sie bald genug sich wiedersehen."

Ihre letzten Stunden verbrachte sie mit Briefschreiben. Ihren Vater bat sie, wegen ihres Todes sich keine Vorwürfe zu machen. Ihre Schwester Katharina ermahnte sie in einem herrlichen Briefe, dem Evangelium treu zu bleiben. Sie sandte ihr das von ihr fleißig gebrauchte Neue Testament.

Nach dem Schreiben stärkte sie noch einmal ihre Seele durch Gebet und Gottes Wort. So nahte der Tag, an dem sie ihr schönes, junges Haupt auf den Block legen mußte. Von ihren Frauen geleitet, unter Vorantritt des Henkers, schritt sie in dem Kleide, das sie bei ihrer Krönung getragen, in den Towerhof hinaus, ihr Psalterbüchlein in der Hand. Der alte Abt von Westminster empfing sie. Beim Niederknien an den Stufen des Schaffotts fragte sie ihn: „Soll ich diesen Psalm singen?" und wies auf den 51. Psalm. „Ja", erwiderte dieser, und sie las das sogenannte Miserere bis zu Ende. Dann erhob sie sich, nahm ruhig Abschied von ihren weinenden Frauen und übergab ihr Gebetbuch dem Leutnant des Tower. (Es wird im Britischen Museum aufbewahrt.) Sie band sich selbst das Tuch um die Augen, tastete nach dem Block und fragte: „Was soll ich tun? Wo ist er?" —

Einer von denen, die dabeistanden, führte sie hin. Dann legte sie ihr Haupt auf den Block mit dem Gebete: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist — du hast mich erlöst, du treuer Gott!" —

So starb die edle und fromme Johanna Grey triumphierend. Sie, die eine irdische Krone weder ersehnt noch erstrebt hatte und sie wider Willen annehmen mußte, ward durch ihr treues Beharren bis ans Ende in dem Glauben an ihren Heiland und Erlöser nun eine rechte Kronenträgerin. In der Kirchengeschichte wird ihr das Ehrenzeugnis ausgestellt: „Standhaft hielt die junge Dulderin fest an ihrem Glauben."

Wunderbare Gotteswege.

In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts lebte in Rom eine berühmte Malerin, die nebenbei eine sehr eifrige Katholikin war. Eines Tages bekam sie den Auftrag, ein biblisches Bild zu malen. Um ihre Aufgabe entsprechend lösen zu können, wollte sie die biblische Geschichte — es war eine neutestamentliche —, auf die sich das Bild beziehen sollte, zuvor lesen und sich dann in ihren Inhalt versenken. Vergebens aber fragte sie in allen Buchläden Roms nach einer Bibel; dieses Buch war damals in der „Heiligen Stadt" verboten und daher in Buchhandlungen nicht anzutreffen. Da wandte sich die Malerin an ihren Beichtvater und bat ihn, ihr zu dem angegebenen Zweck eine Bibel zu verschaffen. Dieser versprach, ihre Bitte zu erfüllen. In seinen Bemühungen glücklicher als sie, gelang es ihm bald, das gewünschte Buch zu finden, und er übergab es ihr mit der Mahnung zur Vorsicht. In ihrem Malzimmer las sie nun daraus, was ihr als Vorbereitung zu der Arbeit, die sie beginnen sollte, nötig schien.

Doch siehe da, drei Tage später drangen die Schergen der Inquisition in ihr Künstlerheim ein, bezichtigten sie zu ihrem maßlosen Erstaunen der Ketzerei, entrissen ihr die Bibel und führten sie ins Gefängnis. Nach einem Verhör, dem sie sich nach mehreren Tagen unterwerfen mußte, beteuerte sie, entrüstet über die ihr zuteil gewordene Behandlung, ihre Unschuld. Aber höhnisch wies man auf das ketzerische Buch, das bei ihr gefunden worden war, und rief ihr zu: „Dies ist der beste Zeuge gegen Sie!" Da berief sie sich auf ihren Beichtvater. Dieser erklärte, daß die Malerin zu seinen treusten Beichtkindern gehöre und eine gute Katholikin sei. Zugleich bestätigte er, was diese über die Herkunft und die Benutzung der bei ihr vorgefundenen Bibel angegeben hatte. Sie wurde hierauf abgeführt und, obgleich ihre Un-

schuld aufs klarste bewiesen war, doch noch volle drei Monate in enger Haft gehalten.

Nach ihrer Freilassung verließ sie Rom, begab sich nach Florenz, wo Gewissensfreiheit herrschte, und fing nun an, die Bibel zu lesen. Denn, sagte sie sich, wenn man mich wegen des Besitzes dieses Buches so hart gestraft hat, so muß es eine besondere Bewandtnis mit diesem Buche haben, und dahinter will ich kommen. Aber während sie so las, fielen ihr die Schuppen von den Augen; der Geist Gottes fing sein Werk in ihrem Herzen an. Sie trat öffentlich zum Protestantismus über. Und nun steht ihr eigener Sohn einer Gesellschaft vor, die sich den Verkauf und die Verbreitung der Heiligen Schrift in ganz Italien zur Aufgabe gemacht hat.

Der schwarze Doktor.

Davis hieß er und war ein echter kohlschwarzer Neger aus dem Innern Afrikas, sehr reich und von Geburt ein Heide, aber als neunjähriger Knabe getauft. Seine Eltern standen im Glauben nach der heiligen Schrift, er selbst auch. In England hatte er Medizin studirt und war ein sehr geschickter Wundarzt und sprach reines Englisch. Soeben war er als Professor an eine englische Universität berufen worden. Aber die Liebe Christi ließ ihn nicht ruhen. Er hörte von der Kriegsnot auf dem Festland im Jahr 1870. Nach der blutigen Schlacht von Sedan am 2. September eilte er aufs Schlachtfeld, errichtete unter den Bayern ein Typhuslazaret, kaufte aus eigenen Mitteln hunderte von Matratzen und sorgte königlich für Kost und Pflege. Seine ärztliche Kunst war groß, eben so groß sein Glaube. Hatte er als Arzt sein Werk bei den Soldaten aus beiden einander feindlichen Armeen vollendet, so wurde er ihnen ein Herold des Seelenarztes Jesu Christi. Er betete inbrünstig mit und für die Kranken und sorgte für gute Schriften aus Gottes Wort. In den freien Stunden fuhr er auf dem weiten Schlachtfeld umher, um zu helfen, wie und wo er konnte, auch unter den Franzosen. Durch ihn wurden täglich an drei Orten über 1000 Arme gespeist.

Als er eines Tages von einer kurzen Reise nach England wieder auf seinen Posten in Sedan zurückkehrte, benutzte er den Schnellzug nach Folkestone. In einem Wagen dritter Klasse fand er seinen Platz, einem alten Ehepaar gegenüber. Außerdem befanden sich in der Abteilung noch zwei Damen und ein Herr, welcher unter einem Haufen Zeitungen beinahe vergraben war. Der Doktor zog seinen Hut tief ins Gesicht, lehnte sich in seinen Sitz zurück und überließ sich mit geschlossenen Augen seinen Betrachtungen. Man hätte denken können, er schlafe. Kaum hatte sich der Zug in Bewegung gesetzt, so hörte er die alte Dame ihrem Gatten zuflüstern: „John, sieh doch den schönen Mann." — Still, meine Liebe, versetzte jener, „er könnte dich ja hören." — Kann er uns wohl verstehen? Er ist ja doch ein wirklicher Neger". — „Ich glaube es kaum, sein Haar ist nicht wollig und dann sieh seine Nase„. — „Er ist vielleicht ein indischer Prinz von der Ausstellung. Wie traurig zu denken, daß dieser schöne junge Mensch ein Heide ist." — „Das kannst du doch nicht wissen!" — „Nun, sind es doch alle. Der arme Junge weiß wohl kaum, daß er eine unsterbliche Seele hat. O, ich gäbe etwas darum, seine Sprache reden zu können.

In diesem Augenblick fuhr der Zug an dem Krystallpalaste vorbei und die alte Dame bemerkte, es gäbe heutzutage bei der Jugend keine Sittlichkeit mehr. Plötzlich öffnete der Doktor die Augen und mit einem forschenden Blick auf die alte Dame wiederholt er langsam im reinsten Englisch: „Sittlichkeit, Madame?" Die Bestürzung der armen Frau läßt sich denken. Sie wurde purpurrot im Gesichte und die übrigen Insassen des Wagens horchten neugierig nach jener Ecke hin. „Sittlichkeit?" wiederholte der Doktor. „Nun ja." sagte die Dame verlegen. — „Die ist wohl gut für diese Welt, aber giebt es denn noch eine andere Welt?" fragte der Doktor. — „Gewiß", versetzte die Dame eifrig, von dem Gedanken, in ihrem eigenen Lande Negermission treiben zu können, viel zu sehr erfüllt, um den seltsam prüfenden Ton in der Stimme des Doktors zu bemerken. „Gewiß, es gibt noch eine andere Welt und sogar zwei." — „Wie heißen sie denn?" — „Die eine heißt der Himmel, wo die Guten sind. und die andere heißt die Hölle, wo die Bösen hingehen. Im Himmel sind alle glücklich, aber die Hölle, ist ein schrecklicher Ort." — „Können Sie mir sagen, Madame", fragte der Doktor eifrig, „wie ich es machen muß. um in den Himmel zu kommen?" — „O ja! Sie müssen das Gute tun, beten, zu Gott beten, mein Herr, sich taufen lassen und das Abendmahl nehmen. Sie müssen Ihre Sünden bereuen und gut werden und. . . Ja, so kommen Sie in den Himmel".—

„Wirklich, Madame? Ist das ganz gewiß der Weg?" — Gewiß! die Bibel sagt es", versetzte die Dame ein wenig gereizt „Nicht wahr, John?" wandte sie sich an ihren Gemahl. „O ja gewiß," bestätigte dieser. —

„Was ist denn die Bibel?" fragte der Doktor. Etwas unsicher antwortete die Dame: „Die Bibel ist Gottes Buch, sie zeigt uns den Weg zum Himmel". —O, wenn ich nur eine Bibel sehen könnte!" versetzte sehnsüchtig der Doktor. „Ich will Ihnen eine zeigen," sagte die Dame und fing an, freilich vergeblich, ihren Reisesack zu durchsuchen. — „O John, hast du keine Bibel?" — „Nein, meine Liebe, ich habe keine. Aber täten wir nicht besser, diesen Herrn dem Pastor in Folkestone zuzusenden? Der würde ihm alles sagen, was er wissen muß". — „Haben Sie eine Bibel?" fragte die Dame den Herrn mit den Zeitungen. „Nein, Madame", erwiderte dieser verächtlich, „aber erlauben Sie mir zu bemerken, daß dies nicht der passende Ort für solche Auseinandersetzungen ist." — „Haben Sie eine Bibel?" fragte die Dame die andern Reisegefährtinnen, welche ebenfalls lächelnd verneinten.

(Fortsetzung folgt.)

Gott erhört Gebet.

Der Basler Missionskaufmann W. Duisberg erzählt aus den jüngeren Jahren seines Lebens folgende Erfahrung:

„Einst fuhr ich bei fürchterlichem Schneesturm spät abends von Aalen nach Gmünd (Duisberg war damals Reisender für ein Stuttgarter Geschäft). Bei einer Wendung des Weges faßte der Sturm den schweren Reisewagen und schob ihn quer über die Straße. Die sonst kräftigen, starken Pferde konnten dem Andrang nicht widerstehen und wurden mit dem Wagen dem Abgrunde zugerissen, der gerade an der Biegung des Weges tief und schroff abfiel. Kaum noch eine Handbreit fehlte, und wir wären da hinuntergestürzt, da weder ich Zeit hatte, aus dem Wagen, noch der Kutscher vom Bock herunterzuspringen. Da hielt der Orkan einen Augenblick still, die Pferde zogen gewaltig an, der Wagen kam wieder in das rechte Geleise, und der nun von vorn kommende Anprall des Sturmes konnte uns nichts mehr anhaben. — Die Woche darauf kam ich wieder heim nach Stuttgart, und das erste Wort meiner Mutter war: „Aber Wilhelm, sage mir doch, wo warst du denn an dem und dem Abend, um die und die Stunde? Es überfiel mich da eine solche Angst um dich, daß ich in mein Stüblein ging und dort auf den Knien für dich ringen mußte!" War nicht ihr Gebet der Engel, der den Sturm in diesem gefährlichen Augenblick anhielt und den Pferden Kraft gab, einen kräftigen Zug zu tun?"

Bei uns selbst anfangen!

In alten Zeiten, als die Fürsten noch Hofnarren hatten, war einmal ein König sehr zornig über seine Untertanen, daß sie so schlecht seien und sich gar nicht bessern lassen wollten, wieviel Mühe er sich auch gebe. Sein Hofnarr, der dies mit anhörte, meinte, es gehe dem König, wie es am Morgen der Magd ergangen sei; die sei nämlich, als sie die Treppe gewaschen habe, auch ganz zornig gewesen, daß diese immer wieder schmutzig werde; denn sie habe beim Treppenwaschen unten angefangen statt oben. Der König verstand diesen Wink, fing zuerst bei sich selber an und bei seinem Hofe, und da ging's mit dem Volke auch bald besser.

So wird erzählt. Man sieht, der Narr verstand es und hat das Sprichwort wahr gemacht, daß Kinder und Narren die Wahrheit sagen. Der König aber verstand es auch; denn er hat der Wahrheit gehorcht, ob sie gleich durch eines Narren Mund geredet war. Verstehst du dich auch auf die Kunst des Treppenwaschens, lieber Leser? Viele Leute verkümmern sich und andern das Leben, weil sie diese Kunst nicht gelernt haben.

Ein weiter Kirchweg.

Als die Hugenotten von den Katholiken in Frankreich so hart verfolgt wurden, wanderten viele Tausende nach Amerika aus. Unter andern ließen sich auch eine Anzahl Familien derselben in Rochelle, zwanzig Meilen nördlich von New York, nieder. In letzterer Stadt war ihre nächste Kirche. Ihr Land hatten sie unter Bedingungen angenommen, die Männer, Weiber und Kinder nötigten, scharf an der Arbeit zu sein, wenn es sie ernähren sollte. Dennoch wollten sie keinen Sonntag den Gottesdienst versäumen; sie arbeiteten Samstags bis zum Abend, wanderten in der Nacht nach New York, besuchten Sonntags zweimal die Kirche und gingen in der folgenden Nacht zurück, um Montags ihrer Arbeit nachgehen zu können! Und doch schrieben sie nach Frankreich Briefe voll Lobes über die Vorrechte, die sie in Amerika genössen.

Welch Beispiel für alle, denen der Kirchweg zu weit ist!

Saure Aepfel.

Ein Mann in Amerika hatte es sich in den Kopf gesetzt, die besten Aepfel zu ziehen. Er pries sie einem Nachbarn als die besten der ganzen Welt an und lud ihn ein, in seinen Garten zu kommen und sie zu kosten. Aber wenngleich er dieses Loblied wiederholt anstimmte, konnte er seinen Freund doch nicht bewegen, zu kommen und seine Früchte zu versuchen. Auf wiederholte Einladungen hin sagte dieser Freund eines Tages zu ihm: „Ich will Ihnen nur gestehen, daß ich, als ich eines Tages an Ihrem Garten vorüberging, einige von den Aepfeln am Wege liegen sah. Ich ließ mich verleiten, einen aufzuheben und zu kosten; dieser war aber so sauer, daß ich mich nicht erinnere, jemals etwas Saureres gegessen zu haben. Ich danke Ihnen für Ihre Einladung; aber ich muß Ihnen sagen, daß ich für mein Leben lang genug von Ihren Aepfeln habe."

„O, das ist nicht maßgebend," sagte der Eigentümer des Gartens, „ich muß Ihnen sagen, daß ich meilenweit herumgereist bin, um diese sauren Aepfel ausfindig zu machen. Ich habe gerade diese Bäume am Zaun entlang gepflanzt; denn ich dachte, das seien die rechten Bäume, um die diebischen Buben vom Stehlen der guten Früchte zurückzuhalten, und zu diesem Zwecke sind sie wirklich ausgezeichnet. Aber wenn Sie nur wollten, so möchte ich Sie in das Innere des Gartens führen, und schon hinter der zweiten und dritten Reihe werden Sie Aepfel mit einem köstlichen Geschmack finden, daran Sie sich ergötzen werden."

„Ich verstehe," sagte der Nachbar, „ich verstehe."

Merkt ihr, was ich sagen will? Auch die Frömmigkeit hat in ihren Verboten und Strafen, in ihrer Forderung der Buße und Selbstverleugnung gleichsam ihre sauren Früchte an der Außenseite, um die Heuchler fernzuhalten. Habt ihr nie gesehen, welche langen Gesichter sie machen, wenn sie finden, daß ihnen das Frommsein nun nicht behagt? Das kommt daher, daß sie die sauren Aepfel an der Mauer gekostet haben. Aber wenn du dich im Glauben den Freuden nähern möchtest, die in Christo Jesu sind, wenn du dein ganzes Herz ihm, seinen Gaben und Zielen zuwenden möchtest, würdest du ganz andere Entdeckungen machen; du würdest dich freuen mit unaussprechlicher Freude.

Spurgeon.

Vor Gott ist alles offenbar.

Einen armen Handwerksmann vertraute ein fremder Handelsmann, der bei ihm einzukehren pflegte, eine große Summe Geldes an ohne Zeugen und Handschrift, weil er nur auf ein paar Tage einen Freund im nahegelegenen Flecken besuchen wollte. Der Handelsmann hatte das Unglück, noch ehe er an den Ort kam, mit dem Pferde zu stürzen und dabei das Leben zu verlieren. Als der Handwerker davon Nachricht erhielt, meldete er es sogleich den Hinterbliebenen des Verunglückten und gab ihnen von dem Gelde Nachricht, das ihm anvertraut war. Bald darauf schickte er es auch an sie ein. Einer seiner Verwandten sagte darauf zu ihm: „Ihr seid doch ein einfältiger Mensch gewesen, daß Ihr das Geld nicht behalten habt. Wer würde es denn gewußt haben?"

„Gott," antwortete jener, „der weiß, und ich, der ich es niemals würde vergessen haben."

Das heißt im Glauben dem Tag des Herrn entgegengehen.

Die beste Religion.

Ich glaube nicht an deine Religion, lieber Freund, wenn sie nur der Kirche angehört und der Gebetsstunde und nicht dem Hause. Die beste Religion in der Welt ist die, welche am Tische lächelt, an der Nähmaschine arbeitet und in der Wohnung liebenswürdig ist. Gebt mir die Religion, welche die Stiefel putzt und dies gut macht, die Speise kocht und sie so kocht, daß man sie essen kann, die Ellen Kattun abmißt und sie nicht einen halben Zoll zu kurz macht; hundert Ellen von einem Stoff verkauft und nicht neunzig hundert nennt, wie manche Kaufleute tun. Das erst ist wahres Christentum, was das ganze Leben durchdringt.

Spurgeon.

Eine reiche Mitgift.

Ein junger Mann, der sich erst kürzlich verlobt hatte, wollte diese Nachricht einem alten Freunde selber überbringen. Dieser, ein gelehrter Professor und ernster Christ, hatte sich in vielen Dingen eine gewisse Originalität bewahrt und machte nicht gern viel Worte.

„Mein lieber Sohn," sagte er, „ich bin sehr erfreut über diese Botschaft, denn ich hoffe, daß deine Braut alle die Eigenschaften in sich vereinigt, die für euer künftiges Glück erforderlich sind."

„Gewiß sie gehört einer sehr angesehenen Familie an."

Der Professor erhob sich stillschweigend, näherte sich einer schwarzen Tafel, die an der Wand seines Studierzimmers hing, nahm ein Stück Kreide und schrieb vor den Augen des erstaunten Verlobten eine Null hin.

„Sie ist schön," sprach der Jüngling. Der Alte schrieb eine zweite Null.

„Sie ist reich." Eine dritte Null.

„Sie ist die einzige Erbin eines großen Vermögens." Noch eine Null.

„Sie ist sehr gescheit." Wieder eine Null.

„Sie hat ein bezauberndes Wesen." Der Gelehrte setzte die sechste Null an die Wand.

„Ach, ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß sie ein frommes, gottesfürchtiges Mädchen ist."

„Warum hast du mir das nicht gleich gesagt?" erwiderte lebhaft der schweigsame Alte, und in freudiger Erregung malte er eine prächtige 1 vor die Reihe der sechs Nullen, indem er hinzufügte: „Ohne Frömmigkeit würden die verschiedenen Eigenschaften, die du mir aufgezählt hast, dein Glück sehr zweifelhaft gemacht haben und lauter Nullen gewesen sein; erst die zuletzt genannte gibt allen anderen ihren Wert."

Du bekennst ein Nachfolger Jesu zu sein, von dem es heißt: „Ihr seid das Licht der Welt, das Salz der Erde." Ist nun dein Leben derart, daß deine Hausgenossen wirklich davon überzeugt sind, daß du nicht nur ein Christ dem Namen nach, sondern es auch in der Tat bist?

Aus dem „Herold".

Rußland, Odilnoge (Großweide) Den 23. April, 1917. Liebe Kinder! Eure Postkarte nach 95 Tage erhalten. Freuen uns immer wenn uns was erreicht. Wir leben noch in unserm Heim; der Krieg ist noch nicht bis uns gekommen. Es ist hier eine sehr große Veränderung vorgegangen mit dem Regierungswechsel. Miteinmal haben so viel Freiheit, das was so sehr bestraft wurde mit viel Geld zahlen oder im Gefängnis — es sollte nicht Deutsch gesprochen, geschrieben oder gepredigt werden — alles ist frei. Es kommen schon wieder Proben der Friedensstimme und Botschafter aber alles so viel teurer, Papier und Menschen. Ihr schreibt daß da alles teuer ist, aber hier noch mehr. Eier 10 Kop. a. Stück, Schmalz 1½ Rbl. a. Pf. In vielen Kaufläden ist alles ausverkauft. Schweine das Pud. (a. 40 Pfd.) 18 Rbl. Weizen 18—20 Rbl. a. Tschetwert. Der schöne grüne Weizen ist hier so mehr verloren, in der Krim und Molotschna nicht. In Liebnau haben Onkel David Martens begraben, war ein Monat leidend. Bei dieser Veränderung haben alle Beamte, die sich haben bestechen lassen, abtreten müssen, auch alle Gouverneure. Jetzt sind an ihre Stelle Komissionäre. Vieles ist nur einstweilen, es soll doch alles besser geregelt werden. Aber alle Bewohner Rußlands sind jetzt gleichberechtigte Bürger. Dies hätte man Neujahr noch nicht dürfen schreiben.

Unsre Sanitäre David Nickel und Peter Unraus Sohn dürfen mitfahren nach Sibirien die politischen Gefangenen heimholen. Ich sagte schon, dazu wäre ich auch mitgefahren. Den 1. Mai soll Bibelbesprechung im Waisenhaus sein, wozu in Jahren nicht Freiheit dazu war, und jetzt dürfen wir ohne angefragt. In der Waisen Anstalt sind jetzt 60 Waisen. In Moskau und Kiew wird den Soldaten das Evangelium gepredigt, und sie sind sehr begierig zu hören. Es fehlen sehr die Bibeln. Die russischen Lehrer werden vielleicht auch nicht mehr zu uns kommen in den Schulen werden genug Arbeit bei sich finden; denn es sollen mehr Schulen gegründet werden, auch höhere Schulen, so daß ein jeder lesen und schreiben lernen soll. Auch sollen ihre Prediger ihnen das Evangelium in russicher Sprache predigen und nicht in der slawonischen, damit ein jeder es auch verstehen kann.

Es grüßen Euch eure Eltern.

Peter Neumans.

P. S. Das den Deutschen so billig abgenommene Land soll Ihnen wieder zurückgegeben werden. Sudermanns Apanlee hat seines ihnen abgepachtet; kommt ihm noch billiger jetzt.

Freundlichkeit.

Freundlichkeit ist ein aufmerksames, wohlwollendes, selbstloses Benehmen gegen andere. Sie gilt als Kennzeichen einer guten Lebensart. Die Leute merken bald, ob wir diese Tugend besitzen, an unserem Benehmen gegen die Eltern und andere uns nahe stehende Leute.

Man sollte immer bereit sein, seinen Eltern zu helfen und sie zu lieben, und freundlich gegen seine Bekannten zu sein, indem man sich bestrebt, ihnen auf keine Weise zu mißfallen oder sie zu verdrießen.

Und wenn man Fremden begegnet, sollte man ihre Gesellschaft nicht zu meiden suchen, da sie sich sonst unbehaglich fühlen. Im Gegenteil soll man suchen, gesellig zu sein und sich für sie zu interessieren.

Ist man in einer Gesellschaft, die einem nicht besonders zusagt, so muß man sich bestreben, sich angenehm zu machen, denn ein mürrisches, stolzes Benehmen ist ein Zeichen der Mißachtung.

Oft begegnet man Leuten, die an Unwohlsein leiden: dann sollte man, anstatt ungeduldig und heftig mit ihnen zu sein, freundlich zu sprechen und zu handeln suchen und so zeigen, wie leid sie uns tun.

Ist jemand in Not, so erleichtert ein freundliches Wort oft seinen Kummer und macht ihn fröhlicher.

Auch die Tiere haben Anspruch auf unsere Freundlichkeit. Ein freundliches Benehmen hat oft gute Folgen und schadet nie. Manchmal bewahrt es die Menschen vor der Sünde verwandelt schlechte Sitten in gute und verhütet oft Streit, ja es macht in manchen Fällen Feinde zu Freunden.

Freundlichkeit ist ein köstliches Ding. Gott will, daß wir freundlich seien, denn Freundlichkeit ist Liebe; und es sollte unser ernstlicher Wunsch sein jedermann glücklich zu machen und zu sehen.

Steuere auf mich zu.

„Es war nicht immer so," sagte Niels Andersen, bei dem ich vorigen Sommer Quartier genommen, als ich einige Wochen die kräftige Seeluft auf einer der kleinen Nordsee-Inseln genießen sollte. Ich hatte eine Weile neben ihm am Fenster gesessen und den Anblick der endlosen, nur leicht vom Winde gekräuselten Wasserfläche genossen, während wir miteinander über das Sonntagsevangelium sprachen, das er gerade las, als ich zu ihm trat. Ich freute mich über den Ernst und das Verständnis, mit dem der alte Mann über Gottes Wort sprach.

Da war es, als er eindringlich die Hand auf meinen Arm legte und mit trauriger Stimme sagte: „Es war nicht immer so." „Und wie war es früher, Niels Andersen?" konnte ich nicht unterlassen zu fragen,, worauf er mit leiser Stimme, das wettergebräunte Antlitz mit der Hand bedeckend, fortfuhr:

„Wenn Sie ihn gekannt hätten, meinen Jungen, den lieben Jungen mit den treuen, braunen Augen und dem Herz von Gold! Sie hätten ihn lieb haben müssen, wie ich ihn lieb hatte, und würden mich jetzt wohl verachten, daß ich es fertig gebracht habe, ihn so oft traurig zu machen! Sehen Sie dort die schmale Bucht mit dem Riff in der Mitte, das jetzt bei der Ebbe aus dem Wasser ragt? Da lag mein Boot. Kam ich heim vom Fischfang, oft in der dunklen Nacht, stand mein Junge jedesmal am Ufer, wenn es nötig war mit einer kleinen Laterne, die er über seinem Kopfe schwenkte, und sobald ich nur so nahe kam, daß ich die Stimme vernehmen konnte, rief er laut: „Hierher, Vater! steure auf mich zu, sieh immer nach mir!" Er wußte es, der brave Junge, daß mein Auge nicht klar, meine Hand nicht fest war, wenn ich zurückkam. Er wußte, daß ich damals dachte, ich könnte nicht leben, wenn ich die Schnapsflasche nicht mitnahm. Oft hat er mir das Leben gerettet durch seinen Zuruf, oft nahm ich mir vor, den stillen Vorwurf in seinen Augen nicht mehr zu verdienen. Aber immer wieder war ich schwach, bis einmal — eines Tags, als ich zurückkehrte, mein Junge nicht am Ufer stand. Er lag daheim im Fieber. Eine böse Krankheit, die er aus der Schule mitgebracht, raffte ihn in wenigen Stunden hin.

„Seitdem, lieber Herr, seitdem hörte ich Tag und Nacht seinen Zuruf: „Sieh nach mir, Vater, steure auf mich zu!" und ich wußte, was ich nicht mehr tun durfte, wenn ich dahin steuern wollte, wo mein Kind ist. Kein Tropfen ist mehr über meine Lippen gekommen. Gottlob — ich bin ein anderer Mensch geworden! Oft, wenn ich so still hier sitze, oder auch draußen auf dem stürmischen Meer, höre ich die Stimme meines lieben Jungen: „Hierher, Vater, steure auf mich zu!" Gebe Gott, daß ich einst im selben Hafen einlaufe, wie er."

Verfassungsmäßig.

Das Heeresaushebungs-Gesetz ist vom Bundesrichter Emery Speer vom südlichen District in Georgia für verfassungsmäßig erklärt worden. Die Entscheidung wurde in Fällen von mehreren Männern abgegeben, welche dagegen Berufung eingereicht hatten, daß sie in Haft gehalten wurden, weil sie sich nicht registriren ließen. Als Grund für diese Weigerung hatten sie angegeben, daß das Conscriptions-Gesetz verfassungswidrig sei.

Nach Ansicht von Regierungsbeamten ist nun jeder Zweifel an der Verfassungsmäßigkeit des Conscriptionsgesetzes endgiltig beseitigt worden.

Erzählung.

Lux Crucis.

Fortsetzung

„So komme denn! Komm, wann du willst, mag es gehen, wie es will!" sagte Lucius und reichte dabei dem Briten die Hand. „Meine Erlaubnis hast du!"

Als der junge Mann den Hinausgehenden folgen wollte, schob ihn Fabian ins Zimmer zurück. Er selbst begleitete seinen Oheim zu dessen Wagen und sah ihm lange nach, als er nach Hause fuhr.

Als Myrrha ihrer verwirrten Sinne wieder Herr wurde und ruhig und klar die Ereignisse, deren Opfer sie war, überdenken konnte, befand sie sich auf einem Lager in einem niederen Zimmer, das zu einer Reihe kleiner Wohnungen gehörte, die alle auf einen inneren, nach jeder Seite durch Mauern von der Straße abgeschlossenen Hof führten. Myrrha war hier in einem Teil der Stadt, von dem sie kaum je hatte sprechen hören und den sie nie zuvor betreten hatte. Die Eigentümer der Wohnung waren dem jungen Mädchen vollständig fremd, aber sie hatten den unerwarteten Gast doch freundlich aufgenommen und begegneten ihm mit der größten Zartheit. Im Zimmer nebenan sprachen zwei Frauen leise miteinander, und durch die schmale Zwischentüre guckte ein kleines Mädchen neugierig zu Myrrha herein. Volgus war weggegangen, aber da ihr im zweiten Stockwerk gelegenes Zimmer auf eine Veranda ging, hörte seine Herrin von Zeit zu Zeit seinen Brummbaß vom Hof herauf tönen.

Wie in einem Traum durchlebte Myrrha noch einmal das plötzliche Erscheinen des Hauptmanns, seinen Versuch, sie von daheim wegzuführen, und seinen Zusammenstoß mit Volgus. Fast hätte sie noch laut aufgeschrieen vor Schrecken, wenn sie an die Soldaten und ihre drohenden Blicke dachte. Dann erinnerte sie sich ihrer eiligen Flucht, sowie der großen Sorgfalt Ethelreds, als Volgus sie in der Flaminischen Straße auf den Boden gestellt hatte, und wie dann beide Männer ihre wankenden Schritte unterstützt und ihr geholfen hatten, dieses Haus zu erreichen. Durch einen kleinen Laden waren sie eingetreten, in dem ihnen Paulus, den Myrrha als Freund Fabians wohl kannte, mit Staunen und Mitgefühl entgegengekommen war. Gleich nachher hatte sich auch Zekiah, den Myrrha als einen Lieferanten ihres Hauses kannte, mit beruhigenden Worten eingefunden. Dann war nach kurzer Zeit auch Fabian gekommen, und dessen Besuch hatte den Nebel vor ihren Augen verscheucht und ihre Tränen getrocknet. In der Erinnerung an seine Worte fühlte sie sich auch jetzt noch ganz beruhigt, ja sogar glücklich. Noch empfand sie den Druck seiner Hand, und die Erinnerung an seine Liebkosungen erfüllte ihr ganzes Herz mit Seligkeit; sie fühlte ein Ruhe und Erleichterung wie nach einer großen Anstrengung. Eine Zeitlang mußte sie verborgen bleiben, das wußte sie; Fabian hatte gesagt, es sei für die Sicherheit aller notwendig; aber ihr Vater würde dafür sorgen, daß Nero seine Absichten aufgebe. Das Verweilen in diesem Hause war zwar ein seltsames Abendteuer, aber durchaus kein Unglück. Bald würde ihre Sklavin zu ihrer Bedienung kommen und ihre Kleider und allerlei Annehmlichkeiten von Hause mitbringen. Auch die Ihren würden sie besuchen; vielleicht, wenn es anginge, würde Valentina schon morgen kommen! Und was Myrrha am meisten tröstete, war die Gewißheit, daß Fabian, der nur noch auf ihre Sicherheit bedacht war, beständig in ihrer Nähe sein werde.

Jetzt guckte das Kind wieder in das Zimmer herein, und ermutigt durch das einladende Lächeln der Fremden, schlich es an deren Seite, und nun traten auch die zwei Frauen ins Zimmer; die eine trug eine Tasse mit einem dampfenden Getränke und einen Teller, auf dem ein dünner, knuspriger Fladen lag. Myrrha erinnerte sich aus ihrer Kindheit, daß ihre Mutter auch solches Brot gebacken hatte.

„Du mußt Hunger haben," sagte die Frau freundlich. „Und etwas Warmes wird dir gut tun."

Da Myrrha wirklich hungrig war, nahm sie das Dargebotene gerne an und fühlte sich auch sehr erfrischt davon.

Die Frauen hatten sich neben sie gesetzt und sahen sie jetzt unverwandt und neugierig, aber dabei so freundlich an, daß das Mädchen die Blicke nicht als Beleidigung, sondern viel eher mit einem Gefühl des Dankes für die sichtliche Teilnahme empfand.

Sowohl in dem geordneten Anzug der beiden hübschen, schöngewachsenen Frauen, als in der ganzen Umgebung herrschte die peinlichste Sauberkeit.

Als die ältere der Frauen Myrrha das Geschirr abnahm und es auf ein Tischchen stellte, sagte sie mit einer weichen, äußerst wohllautenden Stimme:

„Gabriel wird sich nach seiner Rückkehr wundern, seine Familie vergrößert zu finden; aber auch er, wie wir alle, würde gern für unsern großen Paulus sterben. Doch glaube ja nicht, wir freuten uns nicht, dich bei uns zu haben, du süßes Herzchen, — es war unrecht von mir, mich so dumm auszudrücken, — ich wollte dich nur auf sein Kommen vorbereiten. Gabriel ist nämlich mein Mann, und ich heiße Ruth, und das hier ist meine Schwester Miriam." Dabei deutete sie auf ihre Gefährtin.

„Miriam! So heiße ich auch, und es war auch der Name meiner Mutter!" rief Myrrha. „Mein Vater Petra hatte in seiner großen Liebe den Namen abgekürzt und die Mutter und mich immer mit dem Kosenamen gerufen, den ich jetzt trage. Und wie heißt die Kleine — das süße Geschöpfchen, das sich so zärtlich an dich anschmiegt?"

„Sie trägt den Namen aller Namen," antwortet die Mutter liebevoll. „Sie heißt Maria."

Myrrha verstand den Sinn dieser Worte nicht, erwiderte aber nichts, da sie sich doch noch fremd in ihrer Umgebung fühlte.

Jetzt hörte man schwere Tritte auf der Treppe, und Ruth stand schnell auf.

„Gabriel!" rief sie.

„Natürlich kennst du seinen Tritt!" sagte Miriam lächelnd. „Aber er hat jemand bei sich, unter dessen schwerem Fußtritt unser ganzes Haus erzittert."

„Paulus kommt!" jubelte Ruth, die durch die Türe hinauslugte.

„Wahrhaftig, aber nicht Paulus allein!"

Als jetzt drei Gestalten ins Zimmer traten, erhob sich Myrrha von ihrem Lager. Vor ihr standen Paulus, Volgus und ein Fremder.

„Hier ist Gabriel!" sagte Paulus. „Sein Dach beschützt dich. Möge dein Hiersein euch beiden zum Segen gereichen!"

„Amen!" murmelte der Mann ehrfurchtsvoll.

Myrrha betrachtete ihn mit großem Interesse, während sie ihn begrüßte. Er war groß, hatte dunkle Haare und dunkle Augen und eine auffallend weiße Haut; Mund und Kinn bedeckte ein lockiger, schwarzer Bart, und er trug die Tunika des Arbeiters.

„Ich heiße dich willkommen!" sagte Gabriel zu Myrrha; dann blickte er nach oben und setzte hinzu: „In seinem Namen!"

„Bist du ein Christ?" fragte das Mädchen.

„Ja!" antwortete Paulus. „Wir alle hier sind Christen."

„Mich ausgenommen!" unterbrach ihn Volgus schnell. „Meine Herrin weiß ganz gut, wie unchristlich ich bin. Hättest du nur gesehen, wie ich den Hauptmann und seine Soldaten verhauen habe, dann hättest du gemerkt, wie schnell bei mir der Eindruck deiner Lehren wieder verflogen war. Nein, da war ich wieder einmal ein schlechter, sündiger Gladiator."

„Ich habe dir keine Vorwürfe gemacht, Bruder," sagte Paulus. „Da ich nicht dabei war, kann ich auch nicht richten."

„Für Volgus stehe ich ein," sagte Myrrha lächelnd.

„Und ich auch." Bei diesen Worten legte Paulus seine Hand auf des Riesen Schulter und fuhr fort: „Ich will für ihn einstehen und für ihn beten."

„Der Herr sei mit uns allen," sagte Gabriel demütig. „Heute wurden zwei unserer Brüder aus dem Steinbruch fortgeschleppt. Ich wollte mir dort einen Block zu der Steinfigur für das Haus des Dentes aussuchen, und dabei habe ich gesehen, wie die Männer in Ketten weggeführt wurden. Sie waren die ersten, die ich von diesseits des Tibers habe abführen sehen, aber auch von jenseits des Flusses wurden heute morgen wieder einige vierzig in die Kerker geworfen. Isaak hat es mir erzählt."

Miriam stieß einen leisen Klagelaut aus, und Ruth sprang auf und rang die Hände.

„Bist du auch in Gefahr?" rief sie schwer atmend.

„Ruhe, Schwester!" erklang die Stim-

me des Apostels. „Sei getrost! Weißt du doch, daß es keine Gefahr gibt, denn wir alle stehen in Gottes Hand!"

„Ich fürchte auch keine Gefahr," sagte Gabriel. „Die Soldaten suchen hauptsächlich jenseits des Flusses, weil dort die meisten Juden wohnen, und weil sie nur unter unserem Volk Christen vermuten; daß auch Nichtjuden Nachfolger des Herrn sein können, ahnen sie noch gar nicht. Auch unsere Versammlungen sind immer drüben, und die Spione des Kaisers treiben sich ausschließlich im Tiberviertel herum. Hier sind wir sicher, wenigstens für den Augenblick. In der Subura suchen sie nicht nach Christen."

„Sie verhaften wider Recht und Gerechtigkeit," sagte Paulus. „Aber was tut's? Der Kaiser fragt nicht nach dem Recht — und es ist so des Herrn Wille. Heute abend wollen wir in der Versammlung für die Brüder beten, und Gott wird uns erhören!"

Auf der Treppe erklangen jetzt wieder Fußtritte, und gleich darauf erschien Ethelred unter der Türe. Volgus hieß ihn hereinkommen, und als der Brite die Anwesenden bemerkte, trat er ruhig und ehrerbietig ins Zimmer.

Erfreut über Myrrhas Wiederherstellung und augenscheinlich Gelassenheit begrüßte er sie freundlich und drückte herzlich Gabriels ihm entgegengestreckte Hand. Offenbar kannten ihn alle, auch die Frauen, denn Maria lief mit freudigem Jauchzen in seine ausgestreckten Arme und sträubte sich, als ihre Mutter sie dem jungen Manne wieder abnehmen wollte.

„Du bist ja gar nicht mehr so farbenprächtig gekleidet," bemerkte Volgus.

„Nein," erwiderte Ethelred gleichgültig. „Da Fabian meinte, mein roter Mantel ziehe die Aufmerksamkeit zu sehr auf sich, habe ich ihn mit dem da vertauscht."

Bei diesen Worten trat er zurück und nahm das dunkle Kleidungsstück ab, mit dem Fabians Sklaven ihn ausgestattet hatten.

„Auch römische Schuhe trage ich," fuhr er fort. „Ich habe mich sehr wehren müssen, sonst hätten sie mich noch mit dem kurzen Schwert und womöglich auch mit dem runden Schild bewaffnet. Wahrscheinlich eine höchst weise Vorsicht, denn die Soldaten des Kaisers suchen jetzt gewiß die ganze Stadt nach uns ab. Du freilich brauchst deinen Mantel nicht zu wechseln, alter Volgus, denn dich verrät nicht die Kleidung!"

„Ja, ja, meine zarte Gestalt ist ihnen einigermaßen bekannt," sagte der Riese vergnügt. „Auf der Flucht haben sie mich allerdings noch sehr selten gesehen, und es muß ihnen sonderbar genug vorgekommen sein, mich den Abhang des Pincius hinunterlaufen zu sehen, als ob mir die wilden Hunde aus dem Kaukasus auf den Fersen wären. Ich hätte es nie für möglich gehalten, daß ich je vor irgend jemand davonlaufen würde — aber mit meiner Herrin im Arm ging's wie der Wind. Und wahrhaftig — ich habe eine solche Angst gehabt, wie ich sie in der Arena, mit der Schwertspitze meiner Gegners auf meinem Herzen, nie ausgestanden habe!"

(Fortsetzung folgt)